Claire von Glümer.

Dönninghausen.

Zweiter Band.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Heinrich Minden.
1881

Dönninghausen.

II. Band.

Claire von Glümer.

Dönninghausen.

Roman

in zwei Bänden.

Zweiter Band.

Dresden & Leipzig,
Verlag von Heinrich Minden.
1881.

Erstes Kapitel.

Johanna an Ludwig.

„Dönninghausen, 22. August 1874.

„Obwohl dieser Brief erst in Wochen seine überseeische Reise antreten kann, drängt es mich, Dir vor allen Anderen zu sagen, welche überraschende Wendung mein Leben genommen hat. Seit einigen Tagen bin ich Otto's Braut. Großpapa hat nicht nur seinen Segen gegeben, er wird auch nicht müde zu versichern, daß ihm durch unsere Verlobung ein Lieblingswunsch in Erfüllung gegangen ist, und wie viele Freudenthränen die gute Tante Thekla uns zu Ehren geweint hat, kannst Du Dir denken. — Und Du, lieber Ludwig — was sagst Du zu meiner Verlobung? — Daß Du jetzt schon damit zufrieden sein wirst, erwarte ich kaum, aber ich hoffe, Dich durch mein künftiges Glück mit dem gegenwärtigen zu versöhnen — ich hoffe sogar, daß das künftige größer sein wird als das gegenwärtige.

„Ein seltsamer Ausspruch im Munde einer jungen Braut! Ich glaube nicht, daß er mir einem Andern

gegenüber auf die Lippen gekommen wäre. Aber ich bin so lange gewöhnt, im Verkehr mit Dir mein innerstes Empfinden und Denken zu zeigen, daß ich auch jetzt nicht anders kann. Vieles wird ja mir selbst erst klar, wenn ich mit Dir darüber spreche.

„Auch diesmal wieder! Gefühlt habe ich vom ersten Moment an einen Mangel in meinem Glück, aber das Warum finde ich erst jetzt, und weiß, daß Du mir wieder einmal übertriebene Ansprüche vorwerfen wirst und bitte um meiner aufrichtigen Beichte willen um Absolution.

„Sieh', Ludwig, Deine alte, thörichte Johanna hatte sich das Brautwerden anders gedacht. Vorher hatte uns Beiden, wie üblich, ‚alle das Neigen von Herzen zu Herzen' Schmerzen die Fülle gebracht; mir am meisten und besonders in der letzten Zeit. Eifersucht, Zweifel an ihm, Mißtrauen in mich selbst, quälten mich täglich mehr — und anstatt nun durch ein Liebeswort aus seinem Munde von aller Pein erlöst zu werden, fragte Großpapa, ob ich Otto liebe und ihn heirathen wolle? Und dann gab es gleich so viel Aeußerliches zu besprechen, es war, als ob es sich um eine Heirath zwischen Fürsten oder Bauern handelte. Großpapa rechnete Otto auf der Stelle vor, wie viel ich, als Erbin seiner Tochter, zu beanspruchen habe — ich eine Erbin! — und wie das Kapital durch Zins und Zinseszins gewachsen sei; und nun

wird immer wieder in Erwägung gezogen, wie „mein Vermögen“ am besten angelegt werden könnte. Einmal hat Otto die unglückliche Aeußerung gethan, es wäre ihm Alles recht, wenn er mich nur hätte, — aber da ist Großpapa sehr böse geworden, und seitdem läßt sich Otto auf stundenlange Erörterungen über die Vorzüge und Mängel verschiedener Güter ein, die zu kaufen sind. Sehr peinlich ist mir dabei, daß Großpapa immer wieder betont, Otto dürfe sich nur als Verwalter meines Eigenthums betrachten, sich nie das Dispositionsrecht darüber anmaßen. Daß sich auch Otto davon peinlich berührt fühlt, ist natürlich, und mein Herz empört sich dagegen, daß solche Verstimmungen uns die ersten schönen Tage des Brautstandes trüben dürfen.

Doch nicht allein Otto hat um unserer Verlobung willen Peinliches zu ertragen; auch ich habe — abgesehen davon, daß, was ihn kränkt, mich verletzt — mehr als je unter der Nichtachtung meines Vaters zu leiden. Um seinen Namen nicht zu nennen, wurden keine Verlobungsanzeigen gedruckt. Dem hiesigen Bekanntenkreise ist das Ereigniß durch ein feierliches Diner kund gethan; den auswärtigen Familiengliedern — und Gott weiß, wie groß die Liste der Vettern ist! — hat Großpapa geschrieben. Da heißt es denn: ‚Mein Enkel Otto hat sich meiner Enkelin Johanna, der einzigen Tochter meiner Agnes,

verlobt,' und obwohl ich nicht weiß, was ich dagegen thun könnte, vermag ich das Gefühl einer Versündigung gegen den Todten nicht zu überwinden. Daß in Otto's Augen der schöne Künstlername, den ich trage, meine beste Mitgift ist, brauche ich nicht erst zu sagen. Wenn es anders wäre, hätte ich ihn nicht lieben können.

„Abgesehen von diesen — gewissermaßen doch nur äußerlichen — Störungen sind wir glücklich. Otto, der schon vor einiger Zeit den Abschied genommen hat, um zur Landwirthschaft zurückzukehren, vervollständigt seine praktischen Studien in Klausenburg. Wir können uns also täglich sehen, zuweilen schon Morgens, wenn Großpapa unsern Spazierritt so einrichtet, daß wir mit Otto zusammentreffen, und Abends immer. Dann kommt Otto herüber und trotz der Dönninghäuser Etikette finden sich wonnige Plauderstunden zu Zweien, in der Lindenallee, auf der Terrasse, oder wenn's regnet, wie gestern, in einer Fensternische des Wohnzimmers, während Großpapa und Tante Thekla Piquet spielen und Magelone am Flügel sitzt. Was da Alles auftaucht aus Herzenstiefen und Erinnerungsfernen; wie es uns drängt, was wir erlebt, gedacht, empfunden haben — Alles, was uns zu dem gemacht hat, was wir sind — mit der geliebten Seele auszutauschen, und wie wir andächtig erschauern vor dem Reichthum, den das Leben

über uns ausströmt! — Nein, Ludwig, es ist frevelhaft, mehr zu begehren; es ist nicht möglich, glücklicher zu werden, als ich jetzt bin!"

*

Ob Otto dasselbe gesagt haben könnte? Auf Augenblicke vielleicht, aber auch nur, und in allen Verhältnissen, nur auf Augenblicke. Er war so ganz vom Eindruck des Moments abhängig, daß es für ihn überhaupt nur Stimmungen, keine Zustände gab. Als er Johanna zum ersten Male als Braut in die Arme schloß, war ihm „himmelaufjauchzend" zu Muth, wie nie zuvor, aber gleich darauf, als er Magelonens freundlich-kühlen Glückwunsch empfing, und später, so oft er ihre unergründlichen Augen auf sich gerichtet fühlte, kamen Unbehagen und Zweifel über ihn. Er hätte wieder frei sein, sich frei machen mögen — bis ihn eine Stunde des Alleinseins mit Johanna auf's Neue ihr zu eigen gab. Die Liebe dieses starken, reichen Herzens hob ihn über sich selbst hinaus; dann glaubte er an die eigene Empfindung und ließ sich, so lange kein neuer Anstoß seine Richtung änderte, froh-begnügt von der Strömung tragen und treiben, der sich Johanna überließ. Hätten sie bald geheirathet, so daß sie sich eine Zeitlang ganz auf einander angewiesen gesehen, so wäre vielleicht Johanna's Einfluß Sieger geblieben. Aber Otto sollte sein landwirthschaftliches Lehrjahr in Klausenburg ab-

machen, Johanna in Dönninghausen die Kenntnisse erwerben, deren die künftige Gutsherrin bedurfte — und Magelone war da und langweilte sich! —

Im ersten Moment hatte sie Otto's Verlobung erschreckt, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel. Der Gedanke, daß vielleicht ihr Einfall, Johanna vorzuschieben, zu dieser Wendung der Dinge Anlaß gegeben, war ihr unerträglich. Bald aber fand sie, daß sich Otto überraschend leicht in die Komödie schicke, und endlich kam sie auf den Verdacht, daß er vielleicht mit ihr Komödie gespielt. Darüber wollte sie Klarheit haben, und wenn es war, sollte er es büßen.

Ungeduldig suchte sie Gelegenheit, Otto allein zu sprechen, was er dagegen zu vermeiden schien. Eines Abends aber kam sie gerade die Freitreppe herunter, als er in den Hof sprengte, sagte ihm, daß die Anderen im Garten wären und ging mit ihm, sie aufzusuchen.

Eine Weile gingen sie schweigend neben einander hin; endlich fragte sie in leisem Ton, ohne aufzusehen.

„Hast Du mir vergeben?“

„Vergeben?“ wiederholte er verwundert. „Was meinst Du damit?“

„Die Billetgeschichte — was denn sonst?“ fiel sie ihm in's Wort, und ihn mit blitzenden Augen

ansehend, fragte sie: „Soll das großmüthig sein, daß Du thust, als hättest Du sie vergessen?“ Dann fiel sie in den ernsten, traurig-sanften Ton zurück. „Ja, es ist großmüthig!“ sagte sie. „Ich bin schuld an dieser Verlobung ... am Unglück Deines Lebens vielleicht.“

„Du irrst — ich bin nicht unglücklich!“ antwortete er und seine Miene verrieth eine leichte Verlegenheit, die Magelone nicht entging. Sie blieb stehen, legte die Hand auf seinen Arm und blickte ihm voll in's Gesicht.

„Laß Dich 'mal darauf ansehen,“ sagte sie, „glücklicher Bräutigam wider Willen! — Wenn Du wüßtest, wie komisch Du bist!“

Sie lachte; es war das alte, übermüthige Kinderlachen; aber im nächsten Moment zuckten ihre Lippen, ihre Augen umflorten sich, und sich hastig von ihm abwendend, schlug sie die Hände vor's Gesicht und brach in Thränen aus.

„Magelone, was ist Dir?“ rief Otto und versuchte ihr die Hände vom Gesicht zu ziehen; doch mit einem kaum hörbaren: „Laß mich! laß mich!“ machte sie sich von ihm los und eilte den Weg zurück, den sie gekommen war.

Otto war auf's Höchste überrascht. Er hatte ihr doch wohl Unrecht gethan, als er sie keiner tieferen Neigung fähig gehalten. Die Berechnung, die

er ihr zum Vorwurf gemacht, war ihr durch die Verhältnisse aufgezwungen. Nun hatte, trotz aller anerzogenen Fügsamkeit, das thörichte Herz seine Rechte behauptet! — Arme Magelone!

Als Otto sie im Familienkreise wiedersah, war sie scheinbar kühl und heiter wie bisher und blieb auch so; aber ihn konnte sie nicht mehr täuschen.

Er wußte jetzt, was unter der Hülle verborgen lag, bemerkte und deutete jeden halben Seufzer, jedes zerstreute Lächeln, jedes flüchtige in Gedankenversinken, aus dem sie sich erschreckt emporzuraffen pflegte, und der beinahe unfreundliche Blick, mit dem sie ihn dann streifte, war ihm ebenso verständlich, wie ihr sichtliches Bemühen, ihm auszuweichen.

Anfangs war er ihr dankbar dafür; was hätte er ihr nach der Gartenscene sagen sollen? Nach und nach aber wurde ihm ihre Zurückhaltung unbequem. Der neckische Verkehr mit ihr war das nothwendige Gegengewicht zu der Härte und Herbheit des Großvaters und sogar, obwohl er sich das nicht eingestand, zu Johanna's Ernst. Eine Zeitlang war es ihm interessant gewesen, ihren Gedankenwegen zu folgen, um so mehr, da er mühelos Schritt hielt, sobald er wollte, und von ihr geführt, gleichsam Entdeckungen in sich selber machte, die seiner Eitelkeit schmeichelten. Aber dann wurde er des Ernstes müde. Er mußte doch immer erst wollen, sich zusammen nehmen,

während Johanna einfach in der gewohnten Richtung weiter ging, und bald fing er an, sich nach jenem geistigen Ausruhen zu sehnen, das er sonst im Verkehr mit Frauen gesucht und gefunden hatte.

Aber wo fand er es jetzt? Magelone entzog sich ihm, und Elfriede Klausenburg schien vergessen zu haben, daß er existirte. Ueberhaupt war seine ganze Stellung zur Gesellschaft eine andere geworden. So lange die Erwiederungsfêten auf das Tönninghäuser Verlobungsdiner stattfanden, hatte er das nicht bemerkt, aber nachdem die Toaste auf das Brautpaar verklungen waren, fand er sich plötzlich in zweiter, dritter Reihe, wenn nicht gänzlich übersehen, und nicht nur, wie das jeder Bräutigam erfährt — von spekulativen Müttern und Töchtern, die Vernachlässigung war eine allgemeine. Daß seine Wahl auf solchen Widerstand stoßen würde, hatte er nicht erwartet.

Und es sollte der Gesellschaft noch mehr Grund zur Mißbilligung gegeben werden. Eines Tages bat die alte Gräfin Klausenburg, Otto möge die Zeitung, die er flüchtig durchzusehen pflegte, heute lieber nicht lesen. Natürlich widmete er derselben nur desto größere Aufmerksamkeit und fand die Notiz, daß sich Johanna's Stiefmutter mit dem „berühmten" Kunstreiter und Cirkusdirektor Carlo Batti verheirathen würde. Glühend vor Aufregung, ritt er nach Tönninghausen und fand Johanna allein in der Veranda.

„Hast Du gelesen, was in der Zeitung steht?" fragte er, nachdem er sie kaum begrüßt hatte. „Das ist sicher wieder eine der schändlichen Lügen . . ."

„Nein, es ist wahr," fiel Johanna ein. „Helene hat es mir selbst geschrieben . . . ihr Brief kam gleich mit der Zeitung."

„Also wirklich!" rief Otto. „Nun, der Verwandtschaft hast Du Dich gerade nicht zu rühmen . . . übrigens, was geht's Dich an!" fügte er wie zum Trost hinzu, als er Johanna die Farbe wechseln sah.

Erschreckt blickte sie zu ihm auf. So äußerlich nahm er, was sie in tiefster Seele verwundet hätte.

„Ach Otto!" sagte sie, „ich kann es nicht fassen, daß diese Frau, die mein Vater angebetet hat, ihn so schnell zu vergessen vermag."

Otto zuckte ungeduldig die Achseln. Es ärgerte ihn, daß Johanna über solche Sentimentalitäten die realen Folgen dieser unglücklichen Heirath, das heißt den Rückschlag auf ihre eigene Stellung in der Gesellschaft, außer Acht ließ. In diesem Augenblick kam Magelone.

„Wie seht Ihr denn aus?" fragte sie, von Einem zum Andern blickend. „Habt Ihr etwas auszumachen? wollt Ihr allein sein?"

„Nein, bleib' nur!" antwortete Otto. „Was wir zu besprechen haben, weiß die ganze Welt . . ."

„Ach so, die Zeitungsgeschichte!“ fiel Magelone ein. „Darum diese Wetterwolken? — Wie kann man so schwerfällig sein!“

„Du hast gut reden,“ sagte Otto. „Erfahre nur erst an Dir selbst, wie es thut, wenn die lieben Freunde die Nasen rümpfen.“

„Dazu dürft Ihr es gar nicht kommen lassen!“ rief Magelone. „Freilich, wenn Ihr wie die beregneten Hühner daherschreitet ... Kopf in die Höhe und Jeden fest angesehen, dann rührt keiner an die fatale Geschichte — und wäre doch Jemand so taktlos, so leugnet Ihr frischweg.“

„Das können wir nicht!“ sagte Johanna, „die Nachricht ist wahr.“

Magelone lachte hell auf.

„Das klingt ja, als ob Du eben eingesegnet wärest,“ antwortete sie. „Wahr oder unwahr, bleibt sich gleich — leugnen müßt Ihr ... Du kannst Otto doch nicht in die Lage bringen, als Stiefschwiegersohn eines Kunstreiters zu gelten? ... Und uns Alle ... unser Stiefonkel oder Stiefvetter Carlo Batti — es ist zu lächerlich!“ Mit diesen Worten ging sie fort mit dem frohen Bewußtsein, Otto über die neuen Unannehmlichkeiten, die ihm seine Verlobung zuzog, nicht im Zweifel gelassen zu haben.

Die böse Saat war auf fruchtbaren Boden gefallen.

Als Magelone verschwunden war, sagte Otto noch finsterer als bisher:

„Sie nimmt es leicht, aber ich muß Dir gestehen, daß ich außer mir bin. Meine Stellung war so schon unerträglich.“ Dann machte er in langen, heftigen Beschwerden seinem Unmuth gegen die Gesellschaft Luft, und schloß mit den heftigen Worten: „Dich geht das natürlich gar nichts an — Du fühlst Dich wie immer darüber erhaben . . .“

Johanna stand auf.

„Du irrst,“ antwortete sie leise, ohne ihn anzusehen. „Alles, was Du mir sagst, geht mir tief zu Herzen und überzeugt mich . . .“ sie stockte einen Augenblick; „überzeugt mich, daß ich Dich unglücklich mache. Das ertrage ich nicht . . .“ Sie konnte nicht weiter sprechen, ihre Thränen flossen und sie wendete sich hastig ab, um zu gehen. Aber nun sprang Otto auf und hielt sie zurück.

„Verzeih' mir! verzeih' mir!“ rief er einmal über das andere, schloß sie in die Arme, küßte ihre Hände, ihre Lippen, ihre Augen, zog sie an seine Seite auf die nächste Bank, überschüttete sie mit Liebesversicherungen und machte sich die bittersten Vorwürfe über sein Benehmen.

„Sei großherzig wie immer!“ bat er; „geh' nicht mit mir in's Gericht. Ich weiß es, ich bin ein krasser Egoist; wenn mir etwas widerfährt, denke ich

nur an mich selbst, fühle nur mein eigenes Unbehagen, bin rücksichtslos, lieblos, wie versteinert in Mißmuth und Grimm. Alle besseren Kräfte meiner Seele erlahmen — ich glaube, daß ich in solchen Momenten beinahe ein schlechter Mensch genannt werden muß! Aber verlaß mich darum nicht — ich beschwöre Dich! Wenn es etwas gibt, das mich von mir selbst erlösen kann, so ist es Deine Liebe."

Scheinbar war es Otto Ernst mit diesen Selbstanklagen; dabei fand er aber in der Darstellung seiner Herzlosigkeit einen gewissen pikanten Reiz; vielleicht wußte er auch, daß er niemals unwiderstehlicher war, als wenn er sich selbst anklagte, sein Gegenüber mit den schönen Augen flehend ansah und in warmen Herzenstönen bat, ihm zu vergeben. Auch auf Johanna übte er diese oft erprobte Macht. Die eigene Herzenskränkung überwindend, empfand sie nur noch, wie er sich quälte, und bot Alles auf, damit er sich selbst wieder in günstigerem Lichte sah. Bei ruhiger Ueberlegung erschien es ihr sogar natürlich, daß Otto zuerst die äußerlichen Folgen der Wiederverheirathung Helenen's in's Auge gefaßt hatte, und sie beschuldigte sich selbst einer übertriebenen Empfindlichkeit. Aber auch Otto war großmüthig, verzieh die Schmerzen, die er — bereitet hatte, und so war der Friede geschlossen.

Sehr erstaunt über das Einverständniß der Bei-

den war Magelone, als sie Abends mit ihnen zusammentraf. Nach dem, was sie vor wenigen Stunden gesehen, hatte sie etwas Anderes erwartet — aber Johanna hatte nun einmal das unerhörteste Glück von der Welt. Otto, der allgemein als leichtsinnig bekannt war, wurde plötzlich so lächerlich pflichttreu, daß er sich in die aufgezwungene Braut verliebte, eine andere Frau kaum noch beachtete, und sich — dem sprüchwörtlich gewordenen Stolz der Dönninghausen zum Trotz — die jämmerlichste Verwandtschaft gefallen ließ. Wo nur der Zauber lag, den Johanna auf ihn ausübte? — Geradezu komisch erschien es Magelone, wenn sie bemerkte, wie Otto's Augen Johanna verfolgten, wie er ihr immer wieder die Hände küßte, jede Gelegenheit aufsuchte, mit ihr allein zu sein, und sich selbst im Familienkreise erlaubte, mit ihr zu flüstern. Wäre nur eine Seele in Dönninghausen gewesen, die darüber gelacht hätte! Aber Tante Thekla sah mit Rührung, der Freiherr mit stolzer Zufriedenheit auf die Beiden, die er das schönste Paar nannte, das Dönninghausen seit Menschengedenken gesehen. Und dazu wurden die Tage so rauh und regnerisch, die Abende so lang, die Familienzusammenkünfte so unausweichlich. — Und immer saß Johanna da, mit den unverschämt-glücklichen Augen; und jeden Abend kam Otto dazu — es war kaum zu ertragen!

Aber plötzlich kam Hülfe.

Hedwig Wildenhayn hatte ihrem Gatten ein zweites Töchterchen geschenkt, bat Magelone zu Gevatter und fügte hinzu, daß sie jedenfalls kommen müsse, das Kind aus der Taufe zu heben. Dem ostensiblen Briefe war ein eng beschriebenes Blatt mit der Aufschrift: „Für Dich allein" beigefügt. Es lautete:

„Liebe Magelone! Nicht nur des Kindes wegen mußt Du herkommen, sondern auch um Hildegard (die ebenfalls zur Taufe hier sein wird) und mir über Otto's Verlobung mehr zu sagen, als man einem Briefe anvertrauen mag. Noch immer ist mir die Sache ein Räthsel. Unsere Männer (Du weißt, wie lächerlich gutmüthig sie sind) erklären zwar, Otto hätte Recht und Johanna wäre ein ‚famoses Frauenzimmer' (wenn ich nur wüßte, warum!), aber ich kann mich nur schwer damit zufrieden geben, und Hildegard (die ja von jeher viel energischer war als ich) behauptet, sie würde das niemals thun, und drei so gescheidte Frauen, wie wir, müßten, wenn sie sich zusammen thäten, Mittel und Wege finden, den armen Jungen frei zu machen. Aufrichtig gesagt, liebe Magelone, glaubte ich bei unserem letzten Besuch in Dönninghausen zu bemerken, daß Bruder Otto für eine gewisse andere Dame schwärmte (Du wirst sie jedenfalls errathen, wenn Du das auch aus Bescheiden-

heit nicht zugibst), und ich kann nicht leugnen, daß ich unzufrieden damit war, denn heirathen konnte er sie nicht. Ich glaube auch noch immer daran (an diese Schwärmerei, meine ich) und bilde mir ein, daß sich Otto aus dépit (die Männer sind ja so sonderbar — die Frauen freilich auch) mit dieser Johanna verlobt hat. Hildegard dagegen behauptet, das Ganze wäre nur Großpapas Werk, der nun einmal seine Lieblingsenkelin (begreifst Du, warum sie das ist?) zu einer Dönninghausen machen will, und nicht darnach fragt, was er uns Allen damit anthut. Du siehst, liebe Magelone, daß Du kommen mußt Erst wenn wir mit Deiner Hülfe die unglückliche Situation, in die unser armer Otto hineingerathen ist, richtig beurtheilen können — ich spreche ihn durchaus nicht von jedem Vorwurfe frei, aber jetzt thut er mir leid — läßt sich bestimmen, ob noch irgend ein Ausweg für ihn und uns zu finden ist. Immer wieder frage ich mich selbst, wodurch wir diese Prüfung verdient haben, unter der sogar mein armes, kleines Engelstöchterchen zu leiden hat. Da ihr älteres Schwesterchen nach meiner Schwiegermutter Henriette genannt werden mußte, wäre es so natürlich gewesen, meine Jüngstgeborene Johanna zu taufen (Großpapas Pathengeschenk ist immer so reich, und die nach ihm benannten Kinder sind ihm offenbar lieber als die anderen); aber Hildegard sagt, das könnte jetzt wie

eine Ovation für die aufgezwungene Schwägerin aussehen und dazu bin ich natürlich zu stolz, ganz abgesehen davon, daß es mir Hildegard nie verzeihen würde. Aber ich muß schließen, mein lieber Eduard macht mir Vorwürfe, daß ich so viel schreibe — und solcher Liebestyrannei fügen wir Frauen uns ja nur zu gern. — Darum Adieu für heute, liebe Magelone. Bitte, komm', so bald Du kannst. Vielleicht weißt Du einen Trost und Rath für Deine Dich herzlich liebende Hedwig."

„Wie sie mich brauchen müssen!" dachte Magelone. „Möchte wissen, ob sie mich durch diese plötzlich ausbrechende Liebenswürdigkeit zu täuschen glauben? — Aber was liegt daran — freundlich werden sie nach diesem Briefe wohl sein, und jedenfalls wird man sich in Herstädt besser amüsiren als hier. Wenn nur Großpapa erlaubt, daß ich hingehe."

Ihre Besorgniß war grundlos: der Freiherr hatte nichts dagegen einzuwenden, im Gegentheil, Gevatterstehen in der Familie gehörte seiner Ansicht nach zu den Pflichten, die sich nicht abweisen lassen, und er freute sich, daß Magelone, trotz des rauhen Herbstwetters, keine Schwierigkeiten machte, sondern die Reise mit allen ihren Unbequemlichkeiten als etwas Selbstverständliches hinnahm. Der willkommenste Beweis seiner Zufriedenheit war für sie das Päckchen Banknoten, das er zu der „verrückten Ausstaffirung,

die jedes Frauenzimmer bei solcher Gelegenheit haben muß", überreichte und glückselig, dem „schrecklichen Dönninghausen" endlich, endlich einmal entrinnen zu können, fuhr sie, Wind und Wetter verachtend, nach Herstädt.

Das Leben in Dönninghausen war nun noch stiller als bisher, und dann kamen für Johanna die trüben Erinnerungstage an die Krankheit und an den Tod des Vaters. Der Freiherr, der solche Daten nie vergaß, konnte sich zwar nicht entschließen, ihr ein Wort der Theilnahme zu sagen, aber er war darauf bedacht ihren Gedanken eine andere Richtung und Nahrung zu geben. Mit Eifer nahm er den beabsichtigten Gutskauf in Angriff. Es waren Angebote gekommen, die geprüft werden mußten. Es gab Briefe zu beantworten, Pläne zu studiren, Anschläge und Berechnungen zu vergleichen, oder die erreichbaren Besitzungen in Augenschein zu nehmen. Dabei hätte Johanna am liebsten Otto zu ihrem Stellvertreter ernannt, aber das wollte der Freiherr nicht zugeben.

„Deine Mitgift ist's," sagte er, „und Du vor Allem mußt das Stückchen Erde, auf dem Du leben und sterben sollst, lieb haben können. Otto's Wunsch und Zustimmung steht erst in zweiter Reihe."

Dennoch hätte der alte Herr mehr Interesse für die bevorstehende Gutswahl bei Otto zu finden

gewünscht, aber so viel als möglich ging dieser den Berathungen darüber aus dem Wege. Die ganze Angelegenheit war ihm verhaßt, denn er sah darin eine Verletzung seiner eigenen Ansprüche und Rechte. Er, der den Namen Dönninghausen trug und von Kindheit auf in den Mauern des Stammschlosses gelebt hatte, wurde beiseite geschoben, indeß die lange verleugnete bürgerliche Enkelin, deren Mutter gewaltsam die Verbindung mit der Familie zerrissen hatte, auf Kosten des Familienbesitzes ausgesteuert werden sollte. Möglich, daß dies um Otto's Willen geschah, aber warum legte der Großvater, was er Johanna und ihm zugedacht hatte, nicht in seine Hände und gab ihm damit die Stellung, die dem Manne gebührt? Vom Vermögen seiner Frau abhängig sein zu müssen, war ihm immer peinlich erschienen; aber wie hier die Verhältnisse lagen, war es mehr als das, es war erniedrigend, denn was er allenfalls von der Ebenbürtigen als Geschenk der Liebe hinnehmen konnte, sah jetzt wie ein Handel aus. Hildegard hatte geradezu geschrieben, daß ihn der Großvater die „kärgliche Versorgung" mit seinem Namen bezahlen lasse, und dagegen empörte sich das Dönninghäuser Blut in ihm. Es kamen Momente, in denen er vergaß, daß der Freiherr nicht aus äußerlichen Gründen, sondern weil er an Otto's Liebe für Johanna glaubte, glauben mußte, zu der Verlobung getrieben

hatte, und in solchen Momenten war er von einer tiefen Bitterkeit erfüllt, nicht nur gegen den Großvater, sondern auch gegen seine Braut. Noch gingen diese Regungen schnell vorüber; er machte sie sich zum Vorwurf und war nachher in dem Bewußtsein, etwas gut machen zu müssen, doppelt liebevoll. Aber ein leiser Nachhall blieb zurück und Johanna empfand ihn.

Eines Abends war das mehr der Fall als gewöhnlich. Bisher hatte sie seine Verstimmung in der Meinung, daß er sie unausgesprochen leichter besiegen würde, scheinbar übersehen, jetzt konnte sie das nicht länger. Als sich Großvater mit Tante Thekla zum Piquetspiel setzte, trat sie an Otto's Seite, der, am Mittelfenster stehend, mit finsterer Miene in die Regennacht hinausstarrte, und indem sie ihre Hand in seinen Arm schob, fragte sie freundlich, ob ihm etwas Unangenehmes widerfahren wäre.

„Nicht mehr als alle Tage," antwortete er, ohne sie anzusehen.

„Alle Tage," wiederholte sie; „ich verstehe Dich nicht."

„Natürlich nicht!" fiel er ihr gereizt in's Wort. „Du hast nie bedacht, wie mir zu Muthe sein muß, wenn Ihr Beide, Du und der alte Mann, dasitzt wie die Schicksalsgötter und rathschlagt, ob dies Gut gekauft werden soll oder jenes, während ich, den es

doch wahrlich genug angeht, nicht ein Wort dazu sagen darf."

„Otto, sei nicht ungerecht," bat Johanna. „Wenn ich diese Dinge in Deiner Gegenwart zur Sprache gebracht habe, that ich's doch nur, um Deine Meinung zu hören; warum sagst Du sie nicht?"

„Weil sie doch nicht beachtet würde," fiel er ein; aber als sich Johanna, durch seine Unfreundlichkeit verletzt, von seinem Arm losmachen wollte, zog er sie wieder an sich. „Verzeih' mir," bat er in dem zärtlichen Tone, den sie lange nicht gehört hatte. „Ich bin wieder einmal unausstehlich! . . . aber vergiß nicht, wie ich gequält werde. Gegen wen soll ich mich aussprechen, wenn nicht gegen Dich?"

„Wenn Du das nur immer gethan hättest," sagte Johanna mit sanftem Vorwurf; „aber zuweilen bist Du so verschlossen."

„Weil ich hin und wieder an Dir irre werde," antwortete er. „Ich habe dann das Gefühl, als stündest Du gegen mich auf Seiten des Großvaters."

„Lieber Otto . . ." fing sie an.

Er unterbrach sie.

„Laß es gut sein," sagte er; „Worte nützen nichts. Ich werde Dich auf die Probe stellen."

„Das thu' nur," gab sie zuversichtlich zur Antwort. „Was verlangst Du von mir?"

Er zögerte. Unwillkürlich war er weiter gegangen, als er gewollt hatte; aber vielleicht war es so am besten. Mit seinem schönen übermüthigen Lächeln sagte er:

„Ich verlange, daß Du den Gutskauf beschleunigst, damit wir sobald als möglich heirathen und das Gut — wieder verkaufen können.“

Sie sah ihn zweifelnd an.

„Das kann nicht Dein Ernst sein!“ antwortete sie.

„So, warum denn nicht!“ rief er, und seine Augen blitzten.

„Bedenke Großpapa . . .“

„Bedenke mich!“ fiel er ihr in's Wort. „Suche Dir einmal klar zu machen, was es heißt, aus einer Carrière, die man lieb hat, herausgerissen zu werden und sein Lebenlang jahrein jahraus etwas thun zu müssen, wozu man nicht die mindeste Lust hat. Aber das verstehst Du nicht — keine Frau versteht es!“

Unbewußt hatte er bei den letzten Worten die Stimme erhoben.

Der Freiherr sah sich um.

„Wie ungalant!“ rief er. „Sag' an Kind, was erlaubt er sich Dir vorzuwerfen? — was ist's, das Du nicht verstehen sollst?“

Johanna wurde verlegen; Otto kam ihr schnell zu Hülfe.

„Ich beklagte mich über die Länge unseres Brautstandes," antwortete er.

„Jetzt schon!" sagte der Freiherr, aber Ton und Miene verriethen, daß ihn Otto's Ungeduld erfreute, und seine Karten zusammenschiebend — sie waren so schlecht, daß er zum Weiterspielen keine Lust hatte, — fuhr er fort: „Ueber den Termin der Hochzeit ließe sich ja reden, wenn nur erst ein Nest für euch gefunden wäre."

Tante Thekla beeilte sich, ihre vierzehn Aß ebenfalls beiseite zu legen, denn der Freiherr wurde verdrießlich, wenn er verlor.

„Ich glaubte, lieber Johann, Tannhagen hätte Dir gefallen," sagte sie, um das Gespräch im Gange zu erhalten.

„Das Gut, ja," antwortete er; „auch die Wirthschaftsgebäude sind leidlich im Stande, aber das Wohnhaus ist ein altes, baufälliges Ding, und daß Otto nicht warten kann, bis ein neues gebaut ist, hast Du eben gehört."

„Wozu auch, lieber Großvater," sagte Otto. „Wenn Dir Tannhagen übrigens recht ist — in dem alten Hause würden wir uns schon einrichten, nicht wahr, Johanna?"

Der Freiherr lachte.

„Ist's möglich, Junge! Eine Hütte und ihr Herz! So weit ist's mit Dir gekommen?" sagte er

gut gelaunt. „Nun, wir werden die Sache bedenken. Vor Allem müssen wir, sobald es das Wetter erlaubt, 'mal hinüber reiten und das Eulennest darauf ansehen, ob ihr noch eine Weile darin wohnen könnt. Mir wär's lieb, Kinder, Euch so nahe zu haben."

Den ganzen Abend blieb der Freiherr in der besten Stimmung und Tante Thekla mit ihm; auch Otto schien heiterer als seit langer Zeit, nur Johanna war schlecht zu Muth und sie hatte Mühe, das zu verbergen. Otto war ihr unverständlich. Sie sträubte sich gegen ihre eigenen Gedanken, fürchtete sich, ihm Unrecht zu thun, und doch ließ, was er von seinen Plänen gesagt hatte, kaum eine Mißdeutung zu. Aber war es möglich, daß er des Großvaters Eingehen auf seine Wünsche mißbrauchte? Konnte er nach dem Ausspruch: „Mir wär's lieb, Euch so nahe zu haben," an den Wiederverkauf des Gutes denken, das der alte Herr so liebevoll-sorgsam aussuchte? Sie athmete auf, als sie endlich in ihrem Zimmer allein war, und nachdem sie eine Weile mit sich selbst zu Rath gegangen, setzte sie sich an den Schreibtisch, um sich brieflich gegen Otto auszusprechen. Sie mußte das thun, selbst auf die Gefahr, ihn zu verletzen, es durfte nichts unklar zwischen ihnen sein.

Unumwunden sagte sie ihm, daß es ihr gewissenlos und undankbar erscheine, sich — gleich in der Absicht, es wieder aufzugeben — vom Großvater

ein Daheim gründen zu lassen, erklärte sich aber jeden Augenblick bereit, dem Zorn des alten Herrn zu trotzen, indem sie auf das Gut verzichtete und Otto's Wiedereintritt in die Armee befürwortete.

„Großpapa wird anfangs nicht darauf eingehen wollen," fügte sie hinzu, „aber endlich wird er sich bestimmen lassen. Und wenn es noch so lange dauert, und wenn wir noch so schlimme Wochen und Monate darum haben, wir müssen das auf uns nehmen, lieber Otto, und wie gerne will ich es thun, um Dich dem Berufe wiederzugeben, den Du liebst. Ich muß gestehen, daß ich nicht ahnte, wie lieb er Dir war, — ich hatte wohl frühere Äußerungen von Dir mißverstanden. Nun ich's aber weiß, kann ich nachfühlen, wie Dich die aufgezwungene Thätigkeit peinigt, und wie unmöglich es ist, Dich Dein Lebenlang hinein zu fügen. Hoffentlich glaubst Du nicht, daß ich deshalb an Deiner Liebe zweifeln könnte? Was wäre denn meine Liebe, wenn sie ein solches Opfer von Dir verlangte? Dein Glück, Geliebter, ist und bleibt das Ziel meiner Wünsche, und wie sollst Du glücklich werden, wenn Dir die Arbeitsfreudigkeit genommen wird! Du meinst wir Frauen verständen das nicht? Laß Dir gestehen, daß es eine Zeit gegeben hat, in der auch ich glaubte einen Beruf zu haben, einen Beruf zur Kunst, und daß es ein großer Schmerz für mich war, als ich meine Talentlosigkeit erkannte.

Einer Thätigkeit entsagen, weil wir ihr nicht gewachsen sind, ist zwar etwas Anderes, als sie aus äußerlichen Gründen aufgeben müssen . . . Aber wer das Eine erlebt hat, weiß, wie das Andere peinigt. Ich glaube übrigens, daß ich auch ohne diese Erfahrung, aus meiner Liebe heraus, mitfühlen würde, was Dich schmerzt und quält."

In diesem Tone schrieb sie noch lange. Das rückhaltlose Aussprechen ihrer Empfindung — an dem sie in Otto's Gegenwart eine gewisse Scheu verhinderte — that ihr unsäglich wohl; nie hatte sie sich dem geliebten Manne näher gefühlt.

Am nächsten Morgen schickte sie ihm die Blätter, obwohl sie ihr im nüchternen Tageslicht nicht mehr genügten. Aber sie sagte sich zum Trost, daß Otto's Herz ergänzen würde, was ihre Worte nicht auszudrücken vermocht hatten, und wartete sehnsüchtig auf seine Antwort.

Es kam jedoch nur ein flüchtiger Zettel. Otto dankte für den Brief; eingehend darauf antworten wollte er mündlich.

„Sprechen ist besser als schreiben," fügte er hinzu, „und es ist unnöhtig, sich mit Feder und Papier zu plagen, wenn man, wie wir Beide, das Glück hat, sich beinahe täglich zu sehen. Heute komme ich schon gegen Mittag und hoffe Euch Alle trotz des Regens zur Fahrt nach Tannhagen zu bestimmen. Es liegt

mir daran, Dir, liebe Grüblerin, den Beweis zu geben, daß Du ganz unnöthig Deine schönen Augen angestrengt und Deine Nachtruhe verkürzt hast. Versprich mir, Dich dieser Sünde nie wieder schuldig zu machen. Ich will keine Briefe, nur Dich selbst."

Zweites Kapitel.

Erst nach mehreren vergeblichen Versuchen hatte Otto dies Billet zu Stande gebracht. Johanna's Vorschläge hatten ihn erschreckt; der bloße Gedanke an das Unwetter, das sie so tollkühn über ihre beiden Häupter herauf beschwören wollte, war ihm unerträglich. Trotz Allem, was er gestern gesagt hatte, war es nicht im entferntesten seine Absicht gewesen, sich gegen des Großvaters Bestimmungen aufzulehnen. Dagegen zu murren durfte er sich doch aber erlauben, besonders Johanna gegenüber. Daß sie Alles so schwer nahm, war ungeschickt, und sie mußte sich's abgewöhnen; vor Allem mußte sie ihre unglücklichen Vermittlungspläne aufgeben, die nur dazu führen konnten, den Großvater auf's Neue gegen Otto zu erbittern. Wie viel er dem Enkel schon vergeben, wie oft er ihm neue Lebenswege gebahnt hatte, wußte Johanna freilich nicht; aber Otto erinnerte sich zuweilen daran, und nie ohne eine gewisse Beschämung, die ihm unbequem war.

Heute suchte er damit fertig zu werden, indem er sich selbst wieder einmal gelobte, dem Großvater nie mehr Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben. Wenn dem alten Herrn Tannhagen gefiel, so mochte er es kaufen. Das Leben in solcher Abgeschiedenheit war zwar nicht, was sich Otto ausgesucht hätte, aber er durfte nicht vergessen, daß fortan seine Hauptaufgabe sein mußte, Johanna glücklich zu machen, und sie hatte nun einmal eine Vorliebe für Einsamkeit. Uebrigens war ja auch das Leben in der Garnison nicht immer eitel Sonnenschein gewesen, und wie unbehaglich fühlte sich Otto jetzt in Klausenburg!

So fand er denn, daß auch für ihn selbst das Eingehen auf Großvaters Pläne das Beste war — vorläufig wenigstens. Wurde er später des Landaufenthalts müde — ewig konnte Großpapa ja doch nicht leben, und in Bezug auf Johanna, deren Glück er eben erst zu seiner Hauptaufgabe zu machen beschlossen hatte, beruhigte ihn ein Ausspruch des rothen Jakob, der ihm eben wieder einfiel.

Vor einigen Wochen hatte Otto, von einem Unwetter überrascht, in der Waldklause Obdach gesucht und sich freundlich, wie er gegen Untergebene war, nach dem Ergehen des Ehepaars erkundigt. Der rothe Jakob hatte in seiner bitteren Weise die Krüppelhaftigkeit gepriesen, die ihm eine Versorgung verschafft; während Christine, noch immer in Flitter-

wochenseligkeit, nicht aufhören konnte, das Glück ihres Waldlebens zu preisen. Otto hatte darauf halb im Scherz geantwortet, das würde nicht so bleiben, im Winter, wenn sie durch Sturm und Schnee in's Haus gebannt wäre, würde sie sich aus dieser Unwirthlichkeit in die trauliche Dorfgasse, in Nachbarhäuser und Spinnstuben zurückwünschen, und der Jakob würde viel zu thun haben, sie zu trösten, wenn sie nicht gar eines schönen Tages auf und davon ginge. — Die kleine Frau hatte eifrig widersprochen, der Jakob war ihr in's Wort gefallen.

„Laß nur gut sein, Christine," hatte er gesagt, „Junker Otto versteht das noch nicht, wird's aber schon lernen." Und zu Otto gewendet hatte er mit seinem häßlichen Grinsen hinzugefügt: „Wenn die Frau in den Mann verliebt ist, und er versteht sich auf's Pfeifen, so kann er es mit ihr machen wie der Rattenfänger von Hameln: ich will damit sagen, daß sie ihm nachgehen muß, wohin es ihm gefällt, und wenn's noch so beschwerlich sein sollte — sie wird's ihm noch danken, daß er sie nur mitnimmt."

In heiterer Stimmung kam Otto nach Dönninghausen, und auf seine Bitte wurde gleich nach dem zweiten Frühstück, bei dem er die Seinigen getroffen hatte, eine Fahrt nach Tannhagen unternommen, der sich auch Tante Thekla anschloß.

Anfangs ging es auf der Klausenburger Straße hin, dann bogen sie links ab in die Berge und kamen in bequemer Steigung durch herrlichen Wald. Auf der Höhe kreuzten sie den Weg nach der Waldklause, fuhren bald darauf wieder abwärts, und als sie den Saum des Waldes erreichten, sahen sie durch graue Regenschleier eine langgestreckte Thalmulde mit einem Dörfchen vor sich liegen und oberhalb desselben ein größeres Gehöft.

„Das ist Tannhagen," sagt der Freiherr.

Johanna war enttäuscht; dem Namen nach hatte sie ein Waldnest erwartet. Aber der Großvater pries die Wiesen und Felder, durch die sie fuhren, die geschützte Lage des Thales, die hier im Gebirge Obstzucht möglich und nutzbar machte, und Otto schien das Alles ebenso zu würdigen.

Auch der große, rechts und links von Ställen und Scheuern umgebene Oekonomiehof mit der gut gehaltenen Umfassungsmauer und dem grün gestrichenen Thorwege machte den besten Eindruck; das alte, einstockige Wohnhaus dagegen, das die vierte Seite des Hofes abschloß, schien seinen Wänden von Fachwerk, dem vorspringenden Ziegeldache und den kleinen Fenstern nach nur ein Bauernhaus zu sein. Im Sommer mochte seine Häßlichkeit, zum Theil wenigstens, durch die zwei großen Kastanien vor der Eingangsthüre versteckt werden; jetzt machten die kahlen Aeste, die

sich triefend in die grauen Regenschleier hinausstreckten, das melancholische Bild noch melancholischer.

Der Wagen hielt, aber kein menschliches Wesen ließ sich sehen. Der Hofhund, der mit wüthendem Gebell an seiner Kette riß, eine Hühnerschaar, die sich vor dem Regen unter das überhängende Dach des Wagenschuppens zurückgezogen hatte, und die Kühe, die verdrossen im Stalle brüllten, schienen die einzigen Bewohner des Gutes zu sein.

Otto öffnete den Wagenschlag, während der Kutscher ungeduldig mit der Peitsche knallte. Langsam kletterte der Freiherr und Tante Thekla heraus, neugierig folgte Johanna — noch immer ließ sich Niemand blicken.

Der Freiherr stieg ohne Weiteres die drei ausgetretenen Stufen des Einganges hinauf.

„Kommt, ich weiß Hausgelegenheit,“ sagte er, ging auf eine Thür zur Linken des weiten, düsteren Flures zu, der ringsum dicht unter der Decke mit den welken Kränzen vieljähriger Erntefeste behangen war, und öffnete sie, ohne anzuklopfen.

Dumpfe Ofenhitze schlug den Eintretenden entgegen; eine Katze schoß prustend an ihnen vorüber.

„Wer ist denn da?“ fragte eine scharfe Stimme und gleich darauf kam, auf einen Krückstock gestützt, eine große, hagere, gebeugte Frau in bäuerlicher Kleidung aus dem Hintergrunde hervor.

Der Freiherr begrüßte sie, indem er ihr in's Ohr schrie, und fragte dann, wo der Pächter wäre.

„Mein Sohn ist in die Stadt zum Jahrmarkt," schrie sie zurück. „Auch seine beiden Mädchen und die Großmagd hat er mitgenommen. Es ist Niemand da, und ich bin zu alt, ich weiß von nichts." Dabei wanderten ihre kleinen, bösen, tiefliegenden Augen von einem der fremden Gesichter zum andern.

Der Freiherr beugte sich wieder zu ihr.

„Wir wollen das Haus besehen," schrie er; „aber Ihr sollt keine Last davon haben; gebt uns einen von den Dienstleuten mit."

„Dienstleute!" wiederholte sie; „wißt Ihr vielleicht, wo sich das faule Pack herumtreibt? — Wenn mein Sohn nicht da ist, hört Alles auf."

„Gut, so gehen wir allein," fiel ihr der Freiherr ungeduldig in's Wort. „Wer ich bin, wißt Ihr ja — ich war kürzlich schon einmal hier."

„Freilich, freilich, Ihr seid der alte Gnädige unten von Dönninghausen, der Tannhagen kaufen will," antwortete die Alte, und ihre kleinen braunen Augen funkelten noch boshafter als vorher. „Solltet das lieber bleiben lassen; werdet keine Freude davon haben."

„Kommt, was sollen wir die Hexe weiter anhören," sagte der Freiherr. „Zuerst besehen wir die

oberen Räume, die sind nicht ganz so verbauert wie die hier unten."

Mit diesen Worten ging er aus dem Zimmer; die Seinigen folgten ihm; aber auch die Alte humpelte nach.

„Tannhagen kaufen dürftet Ihr schon," fuhr sie eifrig fort; „mein Sohn sagt ja, daß der letzte Herr von Tannhagen gestorben ist, und Einer muß da sein, dem es gehört. Aber warum wollt Ihr's nicht lassen, wie es immer gewesen ist? Meinen Sohn hier fortschicken, der immer pünktlich, in guten wie in schlechten Jahren seinen Pacht gezahlt hat, das ist eine Sünde und Schande. — Ja, eine Sünde und Schande ist's!"

Der Freiherr sah sich ärgerlich um, bot, ohne ein Wort zu sagen, seiner Schwester den Arm und führte sie die schmale Holztreppe hinauf, die unter jedem Schritte krachte.

Otto und Johanna suchten die Alte zu beschwichtigen; sie verstand jedoch nicht, was ihr gesagt wurde, oder wollte nicht verstehen.

„Nur zu, nur zu! laßt die fremden Leute nur herkommen!" rief sie in keifendem Tone. „Freude werden sie nicht davon haben. Wir Brinkmeyers gehören nun einmal zu Tannhagen. — Meines Mannes Vater ist hier Pächter gewesen und sein Großvater, und wer weiß wie Viele vor dem — und Alle

sind dafür bekannt, daß sie ordentliche, fleißige Leute waren, die ihre Sache verstanden haben. Und ebenso ist's mit meinem Sohn, und wer den von hier wegjagt ..." Bei diesen Worten erhob sie die geballte Faust und schüttelte sie gegen das Brautpaar. „Wer den von hier verjagt, der wird dafür gestraft werden und wird ebensowenig in Ruhe leben und sterben können, wie er mich arme alte Frau das thun läßt ..."

Unwillkürlich war Johanna zurückgewichen; bei den letzten Worten faßte sie Otto's Arm und zog ihn, während die Alte mit dem Krückstock auf den Gipsboden stampfte und hinter ihnen her zeterte, die Treppe hinauf und in die nächste, auf den Vorplatz mündende, halb offen stehende Thür, die sie hinter sich zuschlug. In einem angrenzenden Raume hörten sie den Großvater und Tante Thekla sprechen; statt ihnen zu folgen, blieb Johanna plötzlich stehen.

„Welch' schrecklicher Empfang!" sagte sie und wiederholte mit halber Stimme die Worte der Alten: „Laßt die fremden Leute nur kommen, — Freude werden sie nicht davon haben."

„Johanna, Du bist doch nicht abergläubisch?" rief Otto.

Sie war an das nächste Fenster getreten und sah mit trübem Blick in das Regengeriesel hinaus.

„Nein, Aberglaube ist das nicht," antwortete sie, „aber es macht mir einen peinlichen Eindruck, von

der Alten aussprechen zu hören, was ich während der ganzen Fahrt gedacht habe. Ich weiß ja, Otto, daß Du hier keine Freude haben wirst . . . Warum aber auch diese Eile? — warum nicht erst weitere Vorschläge erwägen und besprechen?"

„Weil nichts mehr zu erwägen ist, geliebtes Herz," antwortete er. „Du darfst wirklich meine vorübergehenden Stimmungen nicht so ernsthaft nehmen."

„Als Du über das erzwungene Aufgeben Deines Berufes sprachst, warst Du nicht in einer vorübergehenden Verstimmung," fiel Johanna ein; „Du warst wirklich unglücklich."

„Du irrst," antwortete er; „besinne Dich, ich habe nur von meiner Carrière gesprochen. Daß ich einen besonderen Trieb, oder wie Du es nennst, Beruf zum Exerziren und Manövriren in mir fühlte, kann ich nicht behaupten, und Du glaubst es auch nicht. Ich bin vielmehr, ebenso wie Großpapa, der Ansicht, daß in Friedenszeiten der Edelmann nichts Besseres zu thun hat, als auf der eigenen Scholle zu sitzen und seinen Kohl zu bauen."

Johanna's Augen waren immer heller geworden.

„Ist's möglich? Habe ich Dich gestern falsch verstanden?" fragte sie, als Otto schwieg. „Du hättest keinen Widerwillen gegen die Landwirthschaft und könntest Dich entschließen, auf dem Lande zu leben, Jahr um Jahr . . ."

„Wenn ich Dich habe für immer — aber haben muß ich Dich — ich kann ohne Dich nicht mehr sein!“ rief er, indem er sie in die Arme schloß und küßte.

In diesem Moment brach ein matter Sonnenstrahl durch das Wolkengewirr, das ein plötzlich aufspringender Nordost über die Berge trieb.

„O sieh'! der Himmel sagt uns Willkommen!“ rief Johanna, indem sie sich von seinen Armen losmachte, und über den großen Obstgarten, der sich an der Giebelseite ausdehnte, zu den Bergen hinüberblickend, fuhr sie fort: „Nach dieser Seite ist's auch hübsch — der Wald so nah — und wie duftig mag im Sommer der Wiesenabhang sein — und dort unten das alte Gemäuer zwischen den Erlen und Weiden scheint eine Mühle zu sein — sieh' nur, die geheimnißvoll verlockende Schlucht, aus der sich der Mühlbach hervorstürzt ... Lieber Otto, wenn es Dir recht wäre, ich hätte nichts dagegen, hier unser Hüttchen zu bauen.“

„Johanna!“ rief er jubelnd, indem er ihre Hände faßte und an die Lippen zog, aber im nächsten Augenblick ließ er sie wieder los und sagte, indem er mit bedenklicher Miene umhersah: „Wenn nur das Haus nicht so abscheulich wäre! — wie kann ich Dir zumuthen, in solcher Unbehaglichkeit zu existiren?“

Johanna warf einen schnellen Blick über das große, niedrige Zimmer mit der geweißten Balkendecke,

den kleinen Fenstern, der grellfarbigen Tapete, den steifen, dünnbeinigen rings an den Wänden aufgestellten Möbeln.

„Schön ist's hier freilich nicht," sagte sie, „aber so braucht's ja nicht zu bleiben. Denke Dir die Außenwände von wildem Wein, Klematis und Kletterrosen umzogen, das Innere des Hauses gesäubert und gelüftet, diese Balken wieder in ihrer Holzfarbe, von geschnitzten Trägern gestützt, hohe Lambries an den Wänden, die Fenster zum Schieben eingerichtet mit runden, in Blei gefaßten Scheiben, dort in der Ecke einen großen, grünen Kachelofen, als Ameublement hochlehnige Stühle, schwere Tische mit gewundenen Füßen, eine große, alte Wanduhr, alte, geschnitzte Schränke, Eckbörter . . ."

„Kind, hör' auf, sonst wird's ein ganzes Museum," fiel ihr der Freiherr, der schon eine Weile zugehört hatte, lachend in's Wort. „Uebrigens glaube ich," fügte er nähertretend hinzu, „daß Du für dies Eulennest den richtigen Aufputz gewählt hast; wenn wir Tannhagen kaufen, wollen wir uns Mühe geben, es Deinem Ideal anzupassen. Jetzt wollen wir vor allen Dingen das Haus auf das ansehen, was es hat, und was ihm fehlt."

Sie gingen; das Gespräch mit Otto hatte Johanna so froh gemacht, daß sie vom Boden bis zum Keller alles in rosigem Lichte sah. Für jeden Mangel,

den Tante Thekla aufspürte, wußte sie Abhülfe, und auch Otto war, von ihrer heiteren Entschlossenheit fortgerissen, mit Allem zufrieden.

Endlich hatten sie das letzte Winkelchen durchstöbert, hatten der alten Pächterin, die sich jetzt mit bösen Blicken begnügte, „Adieu" gesagt und gingen durch den dämmerigen Flur der geschlossenen Hausthüre zu.

„Unheimlich ist's hier doch," flüsterte Tante Thekla; „in allen diesen finstern Winkeln scheint sich's zu regen — und hört nur, wie der Wind heult."

„Unsinn!" rief der Freiherr. „Meinst Du, der hätte für die alte Baracke ein besonderes Lied? Und was die Winkel betrifft, so werden sie gleich hell und ungefährlich aussehen, wenn es Otto dahin bringt, uns die Thüre zu öffnen."

Eine Weile schon hatte Otto an dem alten Schlosse gerüttelt, jetzt sprang es auf: ein Windstoß schlug die Thüre krachend an die Wand; ein zweites Krachen — irgendwo mochte ein Fenster anschlagen — gab Antwort. Dazu ein Rauschen und Rascheln in die Höhe, nun senkte sich's, es fiel, und ein dunkles Etwas lag zwischen Tante Thekla und Johanna, die mit einem Aufschrei zurückprallten.

Otto sprang zu, das Ding zu fassen.

„Eine Huldigung der alten Baracke für die neue Herrin," rief er lachend, und reichte Johanna einen der welken Erntekränze.

„Oder ein böses Omen,“ flüsterte Tante Thekla, hoffte dann aber, daß es Niemand gehört hätte. Das Brautpaar sah sich lächelnd in die Augen, und der Freiherr stand schon am Wagenschlage und trieb zum Einsteigen.

Johanna kam nicht dazu, dem unheimlichen Eindruck nachzuhängen. Der Freiherr war so angeregt durch die Aussicht, in der Nähe des alten Stammsitzes ein neues Dönninghäuser Nest zu gründen, daß er schon während der Fahrt das Für und Wider des Ankaufs eifrig besprach, wobei das Für mehr und mehr die Oberhand gewann. In Dönninghausen legte er dem jungen Paare Alles vor, was er an Nachweisen und Dokumenten über Tannhagen in Händen hatte, und begegnete auch hierbei unbedingter Zustimmung zu seinen Wünschen und Ansichten. Otto war sogar noch eifriger als der alte Herr; die Bedenkzeit von vierzehn Tagen, die der Großvater vorschlug, erschien ihm zu lang, und als er sich verabschiedete, flüsterte er Johanna zu:

„Geliebte, thu' was Du kannst, daß wir uns bald in Tannhagen haben.“

Es war spät, auch der Freiherr wollte sich zurückziehen. Als ihm Johanna „Gute Nacht“ wünschte, faßte er ihre beiden Hände.

„Kind,“ sagte er, indem er sie an sich zog, „Du mußt nun wegen des Ankaufes von Tannhagen

ernstlich mit Dir zu Rath gehen. Vergiß nicht, daß es sich um das Behagen Deines Lebens handelt, laß also meine Wünsche und Otto's Ungeduld außer Acht. Willst Du das thun und mir in einiger Zeit unumwunden Deine Meinung sagen? — Wir können noch weiter suchen und Besseres finden."

„Für mich nicht, lieber Großpapa, mir hat es das alte Haus geradezu angethan," antwortete sie, und ihm die Hand küssend, fügte sie leise hinzu: „Wenn ich's nur ausdrücken könnte, wie mich Deine Güte rührt."

Bei diesen Worten lag etwas im Klange ihrer Stimme, das den alten Herrn mehr als je an ihre Mutter erinnerte; sich der eigenen Rührung zu erwehren, rief er:

„Was Güte, liebes Kind! Eigensinn ist's — ich kann's nicht erwarten, daß Du den Namen Dönninghausen trägst." Und wie mit sich selber sprechend fügte er hinzu: „Dönninghausen-Tannhagen — Gott gebe dem Namen einen guten Klang!"

„Dönninghausen-Tannhagen!" flüsterte auch Johanna vor sich hin, als sie bald darauf in ihrem Zimmer am Fenster stand und in die Finsterniß der Regennacht hinaussah. Dönninghausen-Tannhagen — was war denn in dem Namen, das sie so eigen bewegte? Oder war es der Gedanke an das alte Haus, das ihrem jungen Glücke zur Heimat werden

sollte? — Deutlich stand es ihr vor Augen, aber nicht nur, wie es war, auch wie es werden sollte, und wie es einst gewesen sein mußte. Und nicht nur die Räume waren da — auch in das Menschenleben, das sich darin abspann, sah sie hinein. Gestalten kamen und gingen, traten in Gruppen zusammen, verschwanden und wurden durch Andere ersetzt. Sie sprachen und Johanna verstand sie, ohne eigentliche Worte zu hören — es war etwas Schattenhaftes, Traumhaftes, und Johanna empfand es so.

„Ich glaube wirklich, ich träume schon — der Tag hat mich übermüdet," sagte sie zu sich selbst, kleidete sich aus und legte sich nieder. Aber während sie sonst mit den Gedanken an Otto einzuschlafen pflegte, war sie heute, sobald sie die Lampe ausgelöscht hatte, auf's Neue von den Bildern aus Tannhagen umgeben. Von Zimmer zu Zimmer, treppauf und ab, durch Hof und Garten ging sie, immer umdrängt von wechselnden Gesichtern. Da war auch das der bösen Alten mit dem Krückstocke. Sie verwandelte sich, sah jung, fröhlich und freundlich aus, und Johanna wußte, daß sie sich heimlich aus ihrem Elternhause, der Mühle am Erlenbusch, fortgestohlen hatte, um nur auf wenige Minuten mit dem blonden Pächterssohne von Tannhagen zusammen zu sein, den sie liebte und nicht heirathen sollte. Und plötzlich war sie wieder alt, stieß mit dem Krückstock auf den

Estrich, wiederholte, daß Keiner, der Tannhagen kaufe, Freude daran haben würde, und dazu raschelten und rauschten die welken Erntekränze rings um den Flur, als wollten sie sagen: wir haben noch viel gesehen, und könnten noch viel erzählen.

Ganz unbekannt waren Johanna diese zudrängenden Phantasiebilder nicht, nur fremd geworden. Als Kind wurde sie häufig davon heimgesucht, auch noch in Lindenbad. Aber damals kamen sie am Tage, oft mitten in langweilige Schulstunden und Aufgaben hinein. Zuweilen waren es nur flüchtig auftauchende nebelhafte Gebilde, zuweilen waren es feste Umrisse, bestimmte Farben, vereinigten sich zu buntem Spiel und bildeten die tollsten Märchen, die das Kind tagelang, wochenlang fortspinnen mußte. Nur wenn ihr Gelegenheit wurde, sie zu erzählen, kam sie davon los — oft schneller als sie wollte. Wie auf ein Zauberwort war dann plötzlich das phantastische Gewühl zerstoben. Sie hatte sich darum auch keinen festen Zuhörerkreis erworben. Nur unter den „Kleinen" in der Pension fanden sich hin und wieder ein paar wunderdurstige Gemüther, die ihren Fragmenten lauschten. Von den „Großen" wurden sie verschmäht, verspottet; Johanna schämte sich, bezwang sich, und endlich waren die „dummen" Bilder weggeblieben. — Was wollten sie jetzt so plötzlich wieder? Nach Tannhagen locken oder davon zurückscheuchen?

Eine Weile ließ sie Johanna kommen und gehen, dann suchte sie sich davon los zu machen, aber es gelang ihr nicht. Endlich zündete sie Licht an, stand auf, hüllte sich in ihren Schlafrock und setzte sich an den Schreibtisch. Vielleicht war Schreiben ebenso wirksam als Erzählen.

Sie nahm ein Briefblatt.

„Lieber Otto!" fing sie an, strich es aber gleich wieder aus. Er würde sie nicht begreifen, würde lachen wie die „Großen" in der Pension. Ueberdieß wollte er keine Briefe und sollte nun auch nicht wissen, daß Johanna ihre „Augen anstrengte und ihre Nachtruhe verkürzte". In früheren Zeiten hätte sie ihre Mittheilungen an Ludwig gerichtet — aber ihm erzählen, was sie Otto verschwieg — unmöglich!

Eine Weile saß sie unentschlossen da, dann tauchte sie die Feder wieder ein.

„Ich will's versuchen," flüsterte sie vor sich hin und begann zu schreiben. An wen? — In's Blaue hinein — und was? das wußte sie selbst noch nicht.

Drittes Kapitel.

Der Freiherr hatte Tannhagen gekauft und auf Otto's Bitten eingewilligt, daß die Hochzeit Ende Mai stattfinden dürfe. Nun gab es viel zu thun, um bis dahin „die alte Baracke", wie der Freiherr das Gutshaus nannte, wohnlich einzurichten. Die Besprechungen mit Baumeister und Handwerkern nahmen kein Ende; Tapeten und Stoffe wurden verschrieben; Löbel Wolf, der wieder zu Gnaden angenommen war, durchstöberte die Umgegend nach Hausgeräth und alten Möbeln in Johanna's Geschmack; Tante Thekla setzte die Truhen mit den Leinwand- und Damastvorräthen in Kontribution, und Otto war beständig unterwegs, um die Arbeiten in Tannhagen, so weit sie der Winter gestattete, antreibend zu überwachen oder dem Großvater über Alles Bericht zu geben.

Der Freiherr schien in dieser Geschäftigkeit, die ihn vielfach in Anspruch nahm, von Tag zu Tag kräftiger und heiterer zu werden. Sie half ihm auch darüber fort, daß Dönninghausen dies Jahr seine gewöhnlichen Weihnachtsgäste entbehren mußte,

und daß Johann Leopold fehlte. Hedwig konnte mit ihrem Jüngstgeborenen nicht reisen, und Hildegard's Kinder hatten die Masern, zur günstigsten Zeit für ihre Mutter, die ungern mit dem Brautpaare zusammen gewesen wäre. Magelone blieb ebenfalls fort; sie hatte plötzlich eine zärtliche Liebe zu Hedwig's Kindern gefaßt und bat den Großvater, sie das Christfest mit ihnen verleben zu lassen.

Eine große Freude war es, daß kurz vor dem Feste endlich einmal wieder ein Brief von Johann Leopold ankam. Aus dem Inhalt desselben ging hervor, daß eine frühere Sendung, der ein Brief Ludwig Werner's beigelegen hatte — die Anwort auf Johanna's Verlobungsanzeige — verloren sein mußte. Diesmal schrieb Johann Leopold allein. Ludwig hatte sich einige Zeit von ihm getrennt, um Ausflüge in das Innere zu machen, zu denen sich Johann Leopold nicht stark genug fühlte. Specielles über sein Befinden sagte er nicht; aus mehreren seiner Aeußerungen ging jedoch hervor, daß sich die Hoffnungen, mit denen er seine Reise angetreten, nicht verwirklicht hatten, und trotz der Ueberfülle großartiger und interessanter Eindrücke, die ihm zu Theil geworden, und die er noch zu erwarten hatte, sprach eine leise Sehnsucht nach der Heimat aus seinen Zeilen; das Verlangen des Kranken, sich einzuspinnen in gewohnte Umgebungen und ruhig verfließende Tage.

Dennoch schien er seine Rückreise nicht beschleunigen zu wollen. Er schrieb, daß die Aufgaben der Expedition, zu welcher Ludwig Werner gehörte, schwerlich vor Ende des Sommers erfüllt sein würden, so daß sie Beide erst im Herbst auf das Wiedersehen der Ihrigen hoffen dürften. Um so dringender verlangte er nach genauen Berichten aus dem Familienkreise; auch über die Zukunftspläne des Brautpaars, das er herzlich bat, seinen brüderlichen Beistand nach jeder Richtung hin in Anspruch zu nehmen. Die Mitfreude an ihrem Glücke, fügte er hinzu, solle ihm die eigenen Entbehrungen erleichtern.

„Arme Magelone — von solchem Schatten eines Mannes erwartet sie das Glück ihrer Zukunft," dachte Otto bei dieser Briefstelle; der Freiherr aber erklärte sie für hypochondrischen Unsinn und war überzeugt, daß wenn „der Einrichtungs- und Hochzeitströdel" in Tannhagen zu Ende wäre, dieselbe Wirthschaft in Dönninghausen den Anfang nehmen würde.

„Du sollst sehen, Thekla," sagte er zu seiner Schwester, „wenn's nur erst ernsthaft an's Nestbauen geht, wird Johann Leopold ebenso vernünftig, wie Otto geworden ist. Nie im Leben hätte ich geglaubt, daß der Junge so praktisch und thätig sein könnte. Ich habe meine herzliche Freude daran."

Auch Johanna war von Otto's Eifer und Unermüdlichkeit überrascht, aber sie konnte sich des Ge-

fühls nicht erwehren, daß er über den Rahmen ihres Lebens das Leben selbst außer Acht ließ, und seine stürmische Zärtlichkeit entschädigte sie nicht für den Mangel des innig-ernsten Seelenverkehrs, den sie von ihrem Brautstande erwartet hatte und täglich auf's Neue ersehnte. Otto meinte, zum „Philosophiren" hätten sie Muße genug, wenn sie erst in ihrer Tannhageuer Einsamkeit säßen; jetzt schien es ihm nöthiger, über Hausbau und Gartenanlagen, Tapetenmuster und Möbelformen zu berathen, und da seine und Johanna's Geschmacksrichtungen ganz auseinander gingen, — er hatte eine urtheilslose Vorliebe für das Moderne, Glänzende, Elegante, während sie ihr Haus künstlerisch zu schmücken wünschte — nahmen die Besprechungen kein Ende, und für das, was Johanna innerlich berührte, blieb Otto keine Zeit.

Daß es ihm auch an Interesse dafür fehlte, wollte sich Johanna nicht eingestehen, und wenn sie nachdem er Abends Abschied genommen hatte, in ihr Zimmer kam, suchte sie sich mit aller Energie von dem Gefühl inneren Unbehagens zu befreien. Mehr und mehr gewöhnte sie sich, am Schreibtisch Hülfe zu suchen. Der phantastische Eindruck, den Tannhagen bei dem ersten Besuch auf sie gemacht hatte, wirkte fort. Das alte Haus zeigte sich ihr von Gestalten bevölkert, denen sie unwillkürlich Leben von ihrem Leben gab, die sie fragen und antworten, lieben und leiden,

hoffen und bangen ließ, je nachdem ihr selbst zu Muth war. Daneben aber hatten diese Gestalten ein eigenes Dasein, das sie sich klar machen und in Worten darstellen mußte, ohne zu wissen, was sie dazu trieb. Sie that es mit einem Gemisch von Qual und Lust. Oft versagten Form und Farbe, oder das Gebild, das sie zu halten glaubte, zerflatterte wieder. Ein anderes Mal dagegen war es ein fröhliches Gestalten, ein Zudrängen lichter, schöner Bilder, ein müheloses Hineinsehen in fremde Seelenzustände. Was daraus werden sollte oder könnte, fragte sie nicht; sie glaubte nur dem Verlangen zu folgen, sich selbst für Otto zu erklären. „Apokryphische Liebesbriefe" nannte sie die Blätter, die ihr das Herz entlasteten. Sie schrieb sich zur Ruhe, wie Andere sich zur Ruhe singen.

So ging der Winter vorüber. Selbst für diese Gebirgsgegend war er ungewöhnlich hart und stürmisch gewesen. Um so freudiger athmete Johanna auf, als die ersten Frühlingslüfte wehten, die ersten Zugvögel kamen und von den Haselnußsträuchen die ersten Blütenrispen niederhingen. Nun genügte ihr das Wandern und Reiten mit dem Großvater nicht mehr; früh Morgens schon ging's in's Freie mit Goldhund und Ellinor, und das Umkehren, um zur rechten Zeit am Frühstückstische zu sein, war oft recht schwer.

Eines Morgens war sie früher aufgebrochen als gewöhnlich. Scharfe Märzluft und Sonnenwärme strömten in einander; hoch im Blauen sang eine Lerche. „Nach der Waldklause“ sagte sie zu sich selbst und lenkte, von dem fröhlich bellenden Hunde umkreist, in den Waldweg ein.

Sie hatte ihre Schützlinge lange nicht gesehen. Der Freiherr hatte den Verkehr nicht verboten, aber er wurde verdrießlich, wenn er etwas davon merkte. Darum hatte Johanna, so oft sie auch mit Großvater auf dem Wege nach Tannhagen in der Nähe der Waldklause vorüber gekommen war, nicht gewagt, dahin abzubiegen. Durch Otto, der Christine hin und wieder ihre Grüße gebracht hatte, wußte sie, daß es dem Ehepaar gut ging und freute sich darauf, das einmal wieder von Christine selbst zu hören.

Aber sie fand eine Kranke. Aus der Küche kam eine knixende Alte und öffnete Johanna die Stubenthür. Da lag die junge Frau mit blassem, abgezehrtem Gesicht und erloschenen Augen, von Kissen gestützt auf dem Sopha, und die Hand, die sie Johanna reichte, brannte in Fieberglut.

„Christine, was ist denn geschehen!“ rief Johanna bestürzt. „Als Otto zuletzt hier gewesen war — vor acht Tagen also — brachte er mir die besten Nachrichten.“

Christinens Augen nahmen einen angstvollen Ausdruck an.

„Gleich nachher bin ich krank geworden," antwortete sie mit matter Stimme. „Aber bitte, gnädiges Fräulein — wir wollen nicht davon sprechen. Eben höre ich den Jakob kommen — der sorgt sich gar zu sehr, und es ist doch schon viel, viel besser."

Er trat ein; Johanna erschrak vor seiner finsteren, verstörten Miene.

„Die gnädige Frölen!" rief er und riß die Mütze vom Kopfe.

Johanna glaubte einen Vorwurf in seinem Ton zu hören.

„Ich wußte nicht, daß Christine krank ist, sonst wäre ich längst gekommen," sagte sie. „Warum haben sie nicht geschickt? Wie gerne hätte ich etwas zur Pflege der Kranken gethan."

„Danke, gnädige Frölen," antwortete er; „an Pflege hat's nicht gefehlt. Der Klausenburger Doktor ist alle Tage dagewesen, und Medizin bekommt sie Tag und Nacht — da, Kleine, ist eine neue Flasche voll — und was sie essen oder trinken will, wird geschafft, und wenn ich stundenweit darnach laufen müßte ..." Er lachte und fuhr mit den Fingern in die rothen, borstigen Haare, daß sie ihm wirr um den Kopf standen.

Christine sah ihn bittend an.

„Ja, gnädiges Fräulein," sagte sie, gepflegt hat er mich, als ob ich eine Prinzessin wäre. Tag und Nacht ist er auf den Füßen ..."

„So, daß sagst Du!" fiel er ihr in's Wort, „aber daß ich an all' dem Elend schuld bin ..."

„Jakob, was hast Du mir versprochen!" klagte die Kranke und hob flehend die Hände auf.

„Daß ich Keinem was Böses nachsagen will," gab er finster zur Antwort; „ich thu's ja auch nicht ... Aber was ich selbst gethan habe, davon werde ich doch reden dürfen! ... Ja, gnädige Frölen — ich mit meinem Jähzorn bin schuld, daß die Kleine so daliegt, und daß es mit der Freude, bald wieder ein Kind zu haben, aus und vorbei ist ... und wenn ich sie nun so sehe, geduldig wie ein armes Lamm ... aber wenn sie mir stirbt ..." Er streckte den gesunden Arm in die Höhe und schüttelte die geballte Faust. „Wenn sie mir stirbt ... Herrgott im Himmel!"

Mit diesem Aufschrei brach er zusammen, sank auf den nächsten Stuhl und deckte schluchzend die Hand über die Augen.

Christine richtete sich auf. „Lassen sie mich, lassen Sie mich!" bat sie und suchte sich von Johanna los zu machen.

Jakob sprang wieder auf und trat zu ihr.

„Siehst du, so mache ich's immer wieder," sagte er, indem er sie sanft in die Kissen zurückdrückte. „Sei gut, sei Du vernünftig für uns Beide — ich kann's nicht sein, denn ich hab' nichts als Dich, und wer Dich mir nehmen will, ob's ein Mensch ist oder unser Herrgott ..."

Sie drückte ihm die Hand auf den Mund.

„Sei still!" bat sie, „versündige Dich nicht — ich bin ja wieder besser — wir werden schon noch ein Weilchen zusammen bleiben — — laß uns darum beten — versuch's nur 'mal, mir zuliebe ..."

Er trat zurück.

„Dir zuliebe, was Du willst, aber beten kann ich nicht mehr."

„Er wird's schon wieder lernen!" fiel Johanna ein. „Jetzt aber, Christine, dürfen sie sich nicht sorgen — auch darum nicht, dem Jakob zuliebe. Ruhig liegen, sich pflegen lassen, weiter haben Sie nichts zu thun. Ich muß jetzt leider fort, aber sobald ich kann, komme ich wieder, und inzwischen lasse ich anfragen. Daß ich etwas zu ihrer Erquickung schicke, muß der Jakob erlauben."

Wieder kam der angstvolle Ausdruck in Christinens Augen.

„Lieber Jakob — die Hanne soll mir meine Suppe kochen," sagte sie und als er zur Thür hinaus war, faßte sie Johanna's Hand und flüsterte: „Gnädiges

Fräulein, wenn Sie kommen, ist mir's die größte Freude, aber bitte — nehmen Sie's nicht für ungut — tragen Sie dem Junker Otto nichts an mich auf ... es ist besser, wenn er nicht herkommt ... so lange ich krank bin wenigstens nicht ... der Jakob ist so heftig und ich bin so ängstlich ..."

Ihre Hände zuckten und sie athmete schwer.

„Er soll nicht kommen, gewiß nicht, Christine ..." antworte Johanna.

„Aber Sie dürfen dem Junker nichts von meiner Bitte sagen — nicht wahr, das versprechen Sie mir?" fuhr die Kranke fort, und ehe Johanna antworten konnte, kam Jakob wieder herein. Johanna nahm Abschied; heute gab sie auch Jakob die Hand; der wilde Mensch that ihr eben so leid, wie die kleine, schwache Frau, die ihn zitternd liebte.

Was mochte zwischen ihm und Otto vorgefallen sein? Mit der größten Unbefangenheit hatte dieser über seine Besuche in der Waldklause Bericht erstattet — wahrscheinlich ahnte er nicht, daß er Jakob's Zorn erregt hatte; der arme, verbitterte Mensch war so leicht verletzt. Vielleicht wäre durch ein Wort Alles gut zu machen; aber eben so möglich war es, daß Jakob nur zu neuen Ausbrüchen gereizt wurde — der Gefahr durfte die Kranke nicht ausgesetzt werden; bis zu ihrer Genesung wenigstens mußten alle Erörterungen unterbleiben.

In diese Gedanken versunken hatte Johanna den gewöhnlichen Waldweg verfolgt. Jetzt schlug es in Klausenburg acht Uhr; sie erschrak; wenn sie dem Großvater den Tag nicht verderben wollte, mußte sie halb Neun am Frühstückstische sein. Das war auf diesem Wege, der sich bald auf- bald abwärts, hier um eine Klippe, dort im weiten Bogen am Abhange hinzog, nicht möglich. Aber da kam ein Seitenpfad, der steil abfahrend geraden Wegs in's Thal zu führen schien.

„Ellinor, wagen wir's?“ fragte Johanna, den schlanken Hals des Pferdes klopfend; mit fröhlichem Kopfnicken schien das Thier zu antworten, und die Reiterin schlug den schlüpfrigen, beinahe senkrechten Waldweg ein.

Vorsichtig, mit bewunderungswürdig sicherem Tritt löste Ellinor die Aufgabe; nach kaum zehn Minuten war der Waldessaum und damit die Thalsohle erreicht.

„Brav, Ellinor! Nun zum Lohn einen fröhlichen Galopp!“ rief Johanna wieder, und dahin flogen sie, den schmalen, vielfach von Gräben durchschnittenen Anger entlang, der sich zwischen Wald und Aeckern bis zur Dönninghäuser Feldmark hinzieht.

Die Grenze dieser Feldmark ist ein Bach, der in tiefem, steinigem Bette vom Walde niederstürzt und sich weiter unten mit der Dönninghäuser Emme ver-

einigt. Der kleine Fluß macht hier plötzlich eine Biegung nach Süden, während die Fahrstraße, die sich bis dahin an seinem Ufer hingezogen, ihn mittelst einer Brücke überschreitet und, ihre frühere Richtung gen Osten beibehaltend, nach Klausenburg führt.

Auf diese Brücke zu fuhr von Klausenburg her ein Kutschwagen, dessen Insassen die Reiterin aus dem Walde hervorbrechen und, von Goldhund begleitet, über den Anger hinjagen sahen.

„Donnerwetter, Die kann's!“ rief der schwarzhaarige Mann, der im Fond des Wagens saß. „Die hat ihr Pferd im Zügel — auch das Thier ist nicht übel. Hui, hui! Da nimmt sie den Graben. — Donnerwetter, noch einen. Brava, brava!“

„Das muß Johanna sein!“ sagte die Frau an seiner Seite, und das kleine Mädchen auf dem Rücksitze beugte sich vor und rief:

„Johanna — o, ich will zu ihr!“

Der Mann hörte sie nicht; immer lebhafter glänzten die schwarzen Augen in dem braunen, energischen Gesicht.

„Nun der Bach!“ fuhr er in seinen Ausrufungen fort. „Aha, hab's erwartert . . . die Bestie will nicht über's Wasser . . . tost und sprudelt gar zu arg . . . Aber die Reiterin will, hussah! — vorwärts! Brava, bravissima!“ schrie er mit einer wahren Löwenstimme, riß den Hut vom Kopfe und schwenkte ihn

unter wiederholten Bravorufen. Auch die Kleine hatte ihr Taschentuch hervorgezogen, ließ es im Winde flattern und stimmte in den Beifall des Mannes ein. Hören konnte sie Johanna nicht; Wind und Wasser übertönten ihre Stimmen, aber sie sah das Hutschwenken, das flatternde Tuch, schämte sich des Schauspiels, das sie unbewußt gegeben hatte, und ritt querfeldein in gerader Richtung dem Schlosse zu.

Sie kam noch eben recht zum Frühstück und war doppelt froh, es durchgesetzt zu haben, da sie den Großvater so schon mißgestimmt fand. Magelone hatte den schon mehrmals eigenmächtig verschobenen Termin ihrer Rückkehr auf's Neue hinausgeschoben.

„Das soll ein Ende haben!“ sagte der alte Herr, nachdem er seiner Schwester und Johanna Magelonens Brief mitgetheilt hatte. „Heute noch schreibe ich ihr, morgen Mittag, spätestens morgen Abend hat sie den Brief, und übermorgen wird sie gefälligst nach Haus kommen. Ich kann dies moderne Herumvagabondiren nicht leiden! Schlimm genug, daß ich's den Jungen nicht verwehren kann -- aber Ihr Frauenzimmer werdet hübsch bleiben, wo Euch Gott der Herr Hut und Weide bestellt hat.“

Mit diesen Worten stand er vom Tische auf und ging der Thüre zu. In demselben Moment wurde Johanna ein Billet gebracht.

„Der Bote wartet auf Antwort," sagte der Diener.

Der Freiherr kam zurück.

„Lies, Kind," sagte er; „wenn Otto heute nach Tannhagen reiten sollte, könnten wir dort mit ihm zusammentreffen."

Johanna, die auf den ersten Blick mit einem Gemisch von Schrecken und Freude erkannt hatte, daß das Billet von ihrer Stiefmutter war, gehorchte mechanisch, entfaltete das Blatt und las:

„Liebe Johanna! Da ich nicht weiß, ob wir unangemeldet kommen dürfen, sind wir im Dorfkruge abgestiegen und bitten Dich, uns sagen zu lassen, wann Du uns sehen kannst. Laß uns nicht zu lange warten. Lisbeth weint vor Ungeduld.

„Mit herzlichem Gruße

Deine

Helene."

Johanna nahm ihren Muth zusammen.

„Lieber Großvater, das Billet ist nicht von Otto," sagte sie mit unsicherer Stimme. „Meine Stiefmutter und mein Schwesterchen sind hier . . . im Dorfkruge," fügte sie schnell hinzu, als sie den alten Herrn auffahren sah.

Er faßte sich gewaltsam.

„Im Dorfkruge!" wiederholte er nach einer Pause, „gut, da magst Du sie aufsuchen, wenn Du

sie durchaus sehen willst." Mit diesen Worten wandte er sich zum Gehen. Tante Thekla folgte ihm nach.

„Lieber Johann," sagte sie leise in bittendem Tone; „es sieht so unfreundlich aus . . . könnte Johanna die Frau und das Kind nicht in ihrem Zimmer . . ."

Die Augen des Bruders blitzten sie an, daß sie erschreckend verstummte.

„Thekla!" rief er, „besinne Dich . . . Seiltänzer und Banquisten hier im Hause . . . niemals!" Mit diesen Worten ging er hinaus und schlug die Thüre zu.

Viertes Kapitel.

Mit dem Boten Helenens ging Johanna in's Dorf hinunter. Das Verlangen, Lisbeth zu sehen, beflügelte ihre Schritte und drängte die Frage, wie sie der Stiefmutter gegenüberstehen würde, in den Hintergrund. Und als ihr, sobald sie den Hof des Wirthshauses betrat, die zierliche Kindergestalt entgegen flog, die kleinen Arme ihren Hals umfaßten und Lisbeth, sich an sie schmiegend, sie mit den alten Schmeichelnamen überschüttete, fühlte sie nur noch den innigsten Dank, daß ihr Helene diese Freude bereitet hatte, und streckte ihr, als auch sie jetzt auf der Schwelle erschien, tief bewegt die Hand entgegen.

Helene zog sie in die Arme.

„Liebe Johanna ... wie ich mich freue," sagte sie. „Aber da ist noch Jemand, der sich darnach sehnt, Dich kennen zu lernen ... mein Mann; sei freundlich gegen ihn, ich bitte Dich."

Mit diesen Worten hatte sie Johanna in die Wirthsstube geführt.

„Lieber Carlo, das ist die Erwartete," fügte sie mit hörbarer Befangenheit hinzu.

Ein mittelgroßer, breitschultriger Mann mit dunkelfarbigem Gesicht, blitzenden braunen Augen, schwarzem Haar und dickem schwarzem Schnurrbart stand von der Fensterbank auf.

„Freut mich! freut mich!" rief er mit schallender Stimme, indem er ohne Weiteres Johanna's Hand faßte und herzhaft schüttelte. „Ich habe viel Gutes und Schönes von Ihnen gehört und noch mehr gesehen, denn, nicht wahr, Sie sind die Reiterin von diesem Morgen?"

„Und Sie sind der den Hut schwenkende Zuschauer?" antwortete Johanna.

„Bewunderer müssen Sie sagen," fiel Carlo Batti ein. „Bewunderer! — Donnerwetter, haben Sie Ihr Pferd im Zügel. — Wo in aller Welt, meine Gnädige, haben Sie so famos reiten gelernt?"

„Lieber Carlo, wollen wir uns nicht setzen, ehe wir uns in Kunstgespräche vertiefen!" sagte Helene mit einer gewissen Schärfe. „Komm, Johanna, dort hinten steht ein Sopha -- eine harte Pritsche freilich nur . . ."

„Ja, komm', komm'!" fiel Lisbeth ein, indem sie die Schwester fortzog. „Wir setzen uns wieder zusammen wie sonst in der Dämmerstunde, wenn Du mir Geschichten erzähltest."

„Daran denkst Du noch!“ sagte Johanna gerührt, „ich fürchtete, Du würdest mich vergessen.“ Und sich in's Sopha setzend, nahm sie wie ehemals die Kleine auf den Schooß, die sogleich wie ehemals das Köpfchen an ihre Schulter lehnte.

„Vergessen!“ wiederholte Helene, indem sie sich in die andere Sophaecke sinken ließ. „Dich vergessen! das wäre unverzeihlich, nach Allem, was Du für sie gethan hast. Nein, sie ist ein gutes, dankbares Kind, täglich hat sie von Dir gesprochen.“

Das war eine merkwürdige Aeußerung im Munde dieser Frau. Lisbeth löste das Räthsel.

„Ja, meine gute, liebe alte Hanny,“ sagte sie schmeichelnd, „immer habe ich von Dir gesprochen, immer zu Dir kommen wollen, und nun gehe ich auch nicht wieder fort. Mama sagt, sie und Onkel Carlo könnten mich jetzt nicht gebrauchen und wollten mich bei Dir lassen.“

Helene wurde verlegen.

„Lisbeth, wie unartig!“ rief sie; „und warum sagst Du wieder Onkel Carlo? Papa heißt er.“

Das Kind richtete sich aus Johanna's Armen auf. „Er ist aber nicht mein Papa,“ sagte sie in eigensinnigem Tone . . . „Nicht wahr, Johanna?“

„Sei ruhig, Mäuschen,“ fiel Carlo Batti ein, der sich einen Stuhl an Johanna's Seite gezogen hatte. „Liebe Helene quäle sie nicht, — wir können

ebenso gute Freunde sein, wenn sie mich Onkel nennt." Und zu Johanna gewendet, fuhr er fort: „Erlauben Sie mir, die Frage zu wiederholen, wer Ihr Lehrmeister im Reiten gewesen ist? Da ist nicht nur Kraft, Sicherheit, Eleganz ... da ist auch, wenn mich nicht Alles täuscht, eine große Routine . . ."

„Die ich zum Theil Großpapa, zum Theil dem alten Martin, seinem Reitknecht, verdanke," gab Johanna lächelnd zur Antwort.

„Also Genie, reines Genie!" rief Carlo Batti, und sein bronzefarbiges Gesicht röthete sich, und die lebhaften braunen Augen blitzten. „Jammerschade, daß das hier zu Grunde geht! Wissen Sie was? Kommen Sie zu uns, geben Sie sich in meine Hände — und es müßte mit dem Donnerwetter zugehen, wenn Sie in Jahr und Tag nicht berühmt sein sollten, wie . . . wie . . ."

„Gib Dir keine Mühe, lieber Carlo," sagte Helene. „Johanna — das weißt Du ja — ist im Begriff, zu heirathen, einen Herrn von Dönninghausen . . ."

„Freilich, das hatte ich vergessen . . . Diese verfluchten vornehmen Partieen!" rief Carlo mit dem Ausdruck komischer Verzweiflung. „Landauf landab kann man suchen ehe man eine Begabung findet, wie Sie haben . . . und damit wollen Sie heirathen, eine langweilige Ehe führen? — Nein, nein, kommen

Sie zu uns — sehen Sie sich's wenigstens einmal an!" und Johanna's Hand in seine beiden Hände nehmend — erst nach wiederholten Versuchen gelang es ihr, sich los zu machen — fuhr er leidenschaftlich fort:

„Was es heißt, sich das Pferd unterwerfen, diese starke, stolze, edle Kreatur, das brauche ich Ihnen nicht zu sagen, — aber wie es thut, tausend Augen auf sich gerichtet zu fühlen, die uns anstaunen, tausend Stimmen zu hören, die uns zujubeln, — das wissen Sie noch nicht, probiren Sie's ... ich beschwöre Sie ... und verdammt will ich sein, wenn Sie nicht sagen, Carlo Batti hat Recht, dem Künstler gehört die Welt und mir soll sie mit gehören. Der Künstlerin gehört sie fast noch mehr als unsereinem, besonders wenn sie so aussieht," fügte er lachend in leichterem Tone hinzu, und sein aufleuchtender Blick vervollständigte den Satz. „Ich begreife nicht, Helene, wie Du sagen konntest, Fräulein Johanna wäre nicht hübsch — eine brillante Erscheinung für den Circus — geradezu brillant, alle Anderen würde sie ausstechen."

Johanna lachte; die Derbheit des Mannes war mit einer so gutmüthigen Naivität gepaart, daß sie ihm nichts übelnehmen konnte.

Helene aber sagte halb gereizt, halb verlegen:

„Du vergißt schon wieder, daß Johanna in anderer Weise über ihre Zukunft verfügt hat." Und

mit süßem Lächeln in einen sentimentalen Ton übergehend, fügte sie hinzu: „Ihr Männer werdet nie begreifen, mit welcher Wonne ein echtes Weib der Kunst entsagt, selbst wenn sie alle Entzückungen und Triumphe derselben gekostet hat, um nur ihrer Liebe zu leben. Du, lieber Carlo, müßtest es freilich wissen."

Er zuckte die Achseln und sein bewegliches Mienenspiel verrieth eine Mischung von Spott und Ungeduld.

„Ich hätte Dir das Weiterspielen nicht übel genommen . . . aber die Trauben waren sauer!" rief er, stand auf, ging an's Fenster und trommelte an die Scheiben, während Helene, die blutroth geworden war, mit erzwungenem Lächeln sagte:

„So sind die Männer, liebe Johanna! — Du wirst es auch erfahren. — Carlo ist noch einer von den besten."

Johanna antwortete nicht. Welch' ein Gegensatz zwischen der äußerlich und innerlich edlen Persönlichkeit ihres Vaters und diesem, bei aller Gutmüthigkeit gefühlsrohen Manne. Aber ihm beugte sich Helene, entschuldigte seine Rücksichtslosigkeiten, ertrug sein formloses Benehmen, hing an seinen Worten, folgte ihm mit Liebesblicken auf Schritt und Tritt. Bitterkeit und Ekel wallten in Johanna auf, und unwillkürlich zog sie Lisbeth fester in die Arme, als könnte sie die Kleine damit von ihrer Umgebung abtrennen.

Helene strich liebkosend über des Kindes Lockenkopf.

„Wie gut Carlo gegen Lisbeth ist, Du glaubst es nicht!" fuhr sie in gedämpftem Tone fort. „Da sie nicht aufhörte, nach ihrer Johanna zu verlangen, hat er ihr zuliebe, was er sonst nie thut, den Bagagezug abgehen lassen, und wir fahren erst diese Nacht mit dem Kurierzuge . . ."

Lisbeth sprang auf.

„Guter Onkel Carlo!" rief sie, nach dem Fenster laufend.

Er drehte sich um.

„Komm', rief er freundlich und streckte ihr, sich etwas niederbeugend, mit steifem Arm die Linke entgegen. Mit einem Sprunge stand Lisbeth oben, faßte aufjauchzend seinen erhobenen rechten Arm, und sich aufrichtend, trug er sie so nach dem Sopha zurück.

Johanna that der Anblick wehe; unwillkürlich stand sie auf und nahm das Kind dem Stiefvater hastig ab.

„Undankbares Publikum — applaudirt nicht einmal!" sagte er lachend. „Aber gräme Dich nicht, Du sollst bald ein besseres haben." Und zu Johanna gewendet, fügte er hinzu: „Sie ist schon aufgetreten mit ebensoviel Beifall als Vergnügen . . . nicht wahr, Mäuschen?"

„Ja, das war schön!" rief Lisbeth mit strahlendem Gesicht. „Alles, was ich anhatte, war Rosa

und Silber, sogar die Strümpfe, und silberne Flügel hatten sie mir angebunden . . ."

Johanna schloß ihr mit einem Kusse den Mund. Ihres Vaters Kind im Cirkus!

Carlo Batti deutete ihre Bewegung falsch.

„Ja, ja, Sie können auf Ihr Schwesterchen stolz sein und auf die Schule, in die sie gekommen ist," fuhr er mit selbstzufriedenem Lächeln fort. „Rasse, Künstlervollblut und dazu Carlo Batti, — es müßte ja mit dem Teufel zugehen, wenn das nichts werden sollte!"

„Wenn sie dabei nur nicht zu sehr angestrengt würde," fiel Helene ein. „Sieh' nur, Johanna, welch' blasses Gesichtchen, nun die Aufregung des Wiedersehens vorüber ist! Das ist Carlo's Schuld — er kennt keine Rücksicht."

„Dummes Zeug!" sagte er lachend. „Die kleine Dame wächst schnell, darum ist sie zuweilen blaß und müde. Sag' selbst, Mäuschen was quält Dich mehr, ich oder Deine ledernen Schulbücher?"

„Die Bücher — die häßlichen Bücher!" rief das Kind, faßte seine ausgestreckte Hand und tanzte mit kunstvollen Pas um ihn herum, während er sich langsam im Kreise drehte.

„So geht's den ganzen Tag," klagte Helene. „Von der Ruhe, die der Arzt für das Kind verlangt, kann nicht die Rede sein, wenn die Beiden

zusammen sind. Außerdem ist ihr Landluft durchaus nöthig . . ." Sie brach ab und sah die Stieftochter erwartungsvoll an.

Johanna stieg das Blut in's Gesicht. Sie fühlte, daß es am besten war, offen zu sagen wie die Dinge standen.

„Wie gern bäte ich Dich, laß mir das Kind!" antwortete sie; „aber so gut und großherzig Großpapa ist — die Heirath meiner Mutter hat er noch heute nicht überwunden, und Alles, was an meinen Vater erinnert, ist ihm verhaßt."

„Siehst Du, Helene, ganz wie ich Dir gesagt habe!" fiel Batti ein, und mit rohem Lachen fügte er hinzu: „Ich kenne sie ja, diese vornehme Bagage, dumm, hochmüthig, engherzig . . ."

„Carlo!" flüsterte Helene, indem sie verstohlen auf Johanna deutete.

Er ließ sich nicht stören.

„Was zum Kukuk hast Du zu winken?" fragte er; „Sie" — dabei deutete auch er auf Johanna — „ist ihres Vaters Tochter und stolz auf seinen Namen — nicht wahr?"

„Das bin ich; aber auch meinen Großvater schätze ich hoch und habe ihn lieb, sehr lieb!" antwortete sie und ihre Augen blitzten ihn an.

Erst machte er eine Grimasse, dann streckte er ihr seine braune, haarige Hand entgegen.

„Sie sind mein Mann!“ rief er, ihre Finger fast zerquetschend. „Ohne Umschweife gesagt, wie's Einem um's Herz ist! — Schade, daß Sie heirathen wollen. Eine gottbegnadigte Kreatur wie Sie gehört auf's Pferd — und du, Welt da unten!“ Eine Handbewegung, als ob er mit der Reitgerte durch die Luft schlüge, vervollständigte seine Worte.

„Liebe Johanna, Du darfst ihm solche Reden nicht übel nehmen,“ begann Helene mit verborgenem Lächeln.

„Laß nur, wir verständigen uns schon!“ fiel er ein, und indem er sich Johanna wieder gegenüber setzte, fuhr er fort: „Wir wollen in aller Ruhe wie gute Freunde mit einander reden. Wenn Ihr Vater, der Schauspieler, dort oben,“ er deutete über seine Schulter nach dem Schlosse zu — „unliebsam ist, so bin ich, der Kunstreiter, das natürlich noch viel mehr. Sie brauchen mir nicht zu antworten, ich kenne das: „Komödianten, Schnurranten,“ das ist so ungefähr die Meinung des hohen Adels und verehrungswürdigen Publikums über unsereinen — der Teufel soll sie holen!“

„Carlo!“ rief Helene.

Seine Augen blitzten.

„Soll ich's etwa ruhig hinnehmen, wenn mir solche hochnasige Sippschaft die Thüre weist? Mir, Carlo Batti, der in Paris so gut gekannt ist, in Berlin und in Petersburg so gut wie in Wien!“

schrie er mit steigender Heftigkeit. „Kommt, hier bleiben wir nicht länger, ich muß nach Remmingen, Pferde zu besehen — ihr fahrt mit.“

„Du hast gesagt, wir dürften hier bleiben, Onkel Carlo!“ rief das Kind. „Ich will das Schloß sehen, wo meine Johanna wohnt — Mama hat es mir versprochen.“

Carlo lachte spöttisch auf.

„Das Schloß, ja, das sollst Du sehen, wenn auch nur von Weitem,“ sagte er, und das Kind an's Fenster ziehend, fuhr er fort: „Siehst Du die alte, häßliche Scheune dort oben? — die nennen sie so, — und sie steckt ganz voll alter, häßlicher Katzen, die Dich fressen würden, arme Maus!“

Der Scherz schien ihm seine gute Laune wiedergegeben zu haben; er trat zu Johanna und bat:

„Fahren Sie mit nach Remmingen, schade, daß ich meinen Mustapha nicht hier habe — dann machten wir einen Ritt zusammen! — So muß es der Miethswagen thun — in der Noth frißt der Teufel Fliegen.“

Johanna zögerte mit der Antwort, aber Lisbeth hing sich an ihren Arm und bat so inständig: „Fahr' mit, liebe Johanna!“ daß die Schwester nicht widerstehen konnte.

Zu dem ersehnten, ungestörten Plaudern kam es indessen nicht. Im Wagen führte Carlo Batti das große Wort, und sobald er sich im Remminger

Kruge verabschiedet hatte, um die Pferde des Amtmanns zu besehen, fiel Helene Johanna um den Hals und versicherte, seit Monaten hätte sie diesen Augenblick ersehnt, das heißt die Gelegenheit, ihr Herz zu entlasten. Und dann weinte sie um Roderich und beschwor Johanna, ihr schnelles Wiederheirathen nicht als eine Untreue gegen den „Angebeteten, Unvergeßlichen" anzusehen.

„Ich war so haltlos," klagte sie, „fühlte mich so verloren in der weiten Welt. Du glaubst nicht, liebe Johanna, welche Anfechtungen und Anfeindungen eine schutzlose Frau zu erdulden hat, besonders wenn sie, wie ich, jung, schön und talentvoll ist. Von diesen Intriguen und Kabalen kannst Du Dir keinen Begriff machen! — Je freundlicher, ja ich darf sagen enthusiastischer mich das Publikum überall bei meinem ersten Auftreten begrüßt hat, um so wüthender wurden meine Nebenbuhlerinnen. Sie steckten sich hinter die Kritiker, verleumdeten mich bei Publikum und Regie. Viermal habe ich auf Engagement gespielt und immer haben sie's dahin gebracht, daß sich die Verhandlungen zerschlugen. Wenn wir Zeit hätten, könnte ich Dir die haarsträubendsten Geschichten erzählen . . ."

In diesem Tone ging es lange fort, dann kam Carlo Batti an die Reihe.

„Er ist ein wundervoller Mensch," sagte Helene; „eben so gut als genial. Und wie er mich liebt! Es überrascht mich immer von Neuem, obwohl ich nachgerade daran gewöhnt sein könnte. Nichts ist ihm gut genug für mich; er überschüttet mich mit Geschenken. Und wie er Lisbeth zugethan ist! — Das hat mich am meisten zu der Heirath bestimmt; es war doch meine erste Pflicht, dem Kinde wieder eine Heimat, den Schutz eines Vaters zu sichern. Hab' ich nicht Recht?"

Um nicht zu antworten, beugte sich Johanna zu der Kleinen nieder, die neben ihr stand, und das Herz that ihr weh, als sie in das blasse Gesichtchen sah.

„Findest Du sie verändert?" fragte Helene.

„Sehr!" antwortete Johanna. „Sie ist blaß und mager geworden — wie konntest Du leiden, daß dies zarte Geschöpfchen jetzt schon öffentlich auftrat?"

„Das hat sie gar nicht angestrengt," versicherte Helene. „Es war ein einfaches kleines Kinderballet, das Reizendste, was Du Dir denken kannst; zehn Knaben und zehn Mädchen in Rosa mit Silber . . ."

„Aber ich war am schönsten!" fiel Lisbeth ein und ihre Augen leuchteten. „Ich habe auch am besten getanzt; die Leute haben in die Hände geklatscht und

Onkel Carlo hat gesagt, wenn ich mir rechte Mühe gäbe, könnte ich eine große Künstlerin werden und dann hätte ich immer die allerschönsten Kleider, und die Anderen, die nicht so hübsch wären wie ich, würden sich halb todt ärgern."

Helene lachte.

„Siehst Du so verdreht er dem Kinde den Kopf," sagte sie, aber es war unverkennbar, daß sie sich darüber freute. Johanna sagte sich mit Schrecken, daß wenn Lisbeth in dieser Umgebung blieb, die ihr angeborene Eitelkeit alle guten Keime ersticken würde; sie mußte die Kleine davor behüten — Otto mußte ihr erlauben, das Kind nach Tannhagen zu nehmen.

Batti kam zurück, übel gelaunt, weil aus dem Pferdekauf nichts geworden war, und das schlechte Bier und schwarze Brod im Remminger Kruge trug nicht dazu bei, seine Stimmung zu verbessern. Helene hätte daran denken sollen, ein paar Flaschen Wein und etwas kalte Küche mitzunehmen, sagte er; aber was er nicht anordne, im Großen wie im Kleinen, das geschähe nicht. Helene, der es unmöglich war, einen Vorwurf ruhig hinzunehmen, antwortete gereizt, sie hätte nicht geglaubt, in einer Dorfschenke frühstücken zu müssen; worauf Batti noch heftiger erwiderte: ein anderes Mal möge sie gefälligst seiner Welt- und Menschenkenntniß folgen. Er hätte zu der ganzen

verrückten Fahrt keine Lust gehabt, und es wäre das letzte Mal, daß er Helenens albernen Einfällen nachgäbe.

„Was zum Kukuk hast Du nöthig, Dich an Leute zu drängen, die nichts von Dir wissen wollen!" schrie er und schlug auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

Helene rief mit zornig bebender Stimme, das fiele ihr nicht ein; sie wäre überall gesucht und gefeiert. Aber Carlo ließ sie nicht weiter sprechen; er fragte höhnisch, ob sie je einer der adligen Laffen, die ihr den Hof gemacht, in sein Haus eingeladen oder den Frauen seines Kreises vorgestellt hätte? Helene brach wie immer, wenn sie nichts zu antworten wußte, in Thränen aus, und Lisbeth sah verschüchtert von Einem zum Andern.

„Sag' Du 'was, liebe Johanna!" flüsterte sie der Schwester zu, und Batti, der den Namen hörte, schien sich jetzt erst wieder auf seinen Gast zu besinnen.

„Verzeihen sie mir!" rief er, ihr die Hand entgegenstreckend; „ich bin ein grober Geselle, aber ich meine es nicht so schlimm. Sie kennen zu lernen, ist mir eine große Freude gewesen, und ich bin meiner Frau herzlich dankbar dafür."

Darauf umarmte er Helene; sie trocknete ihre Thränen; das Kind sprang jauchzend in Onkel Carlo's

ausgestreckte Arme und in Frieden und Freude wurde die Rückfahrt nach Dönninghausen zurückgelegt.

Hier gab es einen stürmischen Abschied. Als Johanna an der Brücke halten ließ, umklammerte Lisbeth ihren Hals und wollte sie nicht fortlassen. Nur die Versicherung der Schwester, daß sie bald nach Tannhagen kommen solle, und das Versprechen des Stiefvaters, sie in einem weißen Kleidchen mit goldenen Sternen tanzen zu lassen, vermochten die Kleine zu beruhigen. Und dann drückte Helene das Tuch an die trockenen Augen, umarmte die Stieftochter und hauchte mit wehmüthigen Tönen über ihre Schulter: sie hätte sich lange nicht so erquickt gefühlt, als durch das Zusammensein mit ihrer lieben, lieben Johanna. Zuletzt nahm Batti, der aus dem Wagen gesprungen war, um ihr beim Aussteigen zu helfen, ihre Hand in seine beiden Hände.

„Leben Sie wohl!“ rief er mit dem kindlich-gutmüthigen Ausdruck, der dem energischen Gesicht so gut stand, „und halten Sie es nicht für leere Redensart, wenn ich sage, daß ich Ihnen herzlich zugethan bin. Wenn ich Ihnen jemals in irgend einer Weise nützen oder helfen könnte — verdammt will ich sein, wenn mir das nicht die größte Freude wäre — bitte, glauben Sie's mir.“

„Ich glaube Ihnen und danke von Herzen,“ antwortete sie, seltsam berührt von seinen Worten.

War es Ahnung, daß sie die angebotene Hülfe gebrauchen würde? Sie dachte nicht darüber nach, gab dem Kinde, das ihr die Arme zustreckte, noch einen Abschiedskuß; dann stieg Batti ein, die Peitsche knallte, die alte Kutsche rasselte fort, und Johanna blieb stehen und winkte, so lange sie das blonde Kinderköpfchen am Wagenschlage sehen konnte.

Fünftes Kapitel.

Als sie sich endlich umwendete, um nach Hause zu gehen, kam Otto vom Schlosse her mit schnellen Schritten auf sie zu. Er sah verdrießlich aus und fragte, ihr den Arm bietend:

„Wo warst Du so lange? Ich bin schon seit einer Stunde hier."

„Sei mir nicht böse," bat sie; „da ich — Großpapas wegen — die Meinigen nicht in's Schloß bringen durfte, bin ich mit ihnen nach Remmingen gefahren."

„Die Deinigen?" wiederholte er in scharfem Ton. „Vergiß nicht, liebe Johanna, daß Du diese nur noch in der Familie Dönninghausen zu suchen hast. Was nicht zu uns gehört. geht Dich nichts an."

„Otto, ich habe eine Schwester!" rief sie halb unwillig, halb erschreckt.

„Um das Kind der Kunstreiterin hast Du Dich nicht zu kümmern," fiel er ein.

„Sie ist und bleibt meines Vaters Kind," antwortete Johanna mit erzwungener Ruhe. „Uebrigens

ist auch meine Stiefmutter keine Kunstreiterin geworden, sie ist nur Carlo Batti's Frau . . ."

„Als ob das nicht dasselbe wäre!" rief er ungeduldig. „Oder glaubst Du, daß unsere Bekannten darauf Rücksicht nehmen würden, wenn sie Dich in der Gesellschaft dieser Frau erblickten? — Laß uns darüber nicht streiten," fügte er ruhiger hinzu; „Dein eigenes Gefühl muß Dir sagen, wenn auch nicht im Augenblicke, daß meine Braut, unseres Großvaters Enkelin, mit diesen Leuten keinen Verkehr haben darf."

Johanna schwieg. Der Moment schien ihr nicht günstig, Otto von ihren Wünschen in Bezug auf Lisbeth zu sagen; aber je länger sie über das heutige Zusammentreffen nachdachte, um so nothwendiger erschien es ihr, das Kind nicht nur vorübergehend, sondern auf immer den verderblichen Einflüssen seiner jetzigen Umgebung zu entziehen. Wie sie das erreichen sollte, wußte sie noch nicht, jedenfalls war es erst in Tannhagen möglich.

Zwei Tage später kam Magelone nach Dönninghausen zurück. Sie war frisch und fröhlich, hatte die „reizendsten" Bekanntschaften gemacht, viel getanzt und sich überhaupt „riesig" amüsirt. Otto neckte sie mit diesem Beiworte, mit dem sie großen Mißbrauch trieb, und das er auf die „riesigen Dimensionen" eines Hauptmanns zurückführte, der Mage-

lonens Berichten nach, ihr glühender Verehrer gewesen war.

Aus diesen Neckereien, so lustig sie klangen, glaubte Magelone einen gewissen eifersüchtigen Verdruß herauszuhören, der ihr angenehm war; sie ließ sich's denn auch angelegen sein, Otto darin zu erhalten, indem sie immer wieder von ihren gesellschaftlichen Erlebnissen erzählte, ein Thema, das Otto, der im Umgangskreise seiner Schwestern genau Bescheid wußte, ebenso interessirte wie sie selbst. Außerdem hatte er Sinn für die höhere Médisance im Allgemeinen und für Magelonens graziöse Handhabung derselben im Besondern. Wie schwerfällig erschien ihm im Vergleich mit Magelone Johanna's Geist und Wesen, und was half es ihm, daß er nicht sehen und vergleichen wollte! Die Gegensätze drängten sich auf, um so mehr, da Johanna gerade jetzt in dem sorgenden Denken an die Schwester — vielleicht auch in dem leisen Empfinden einer Trübung zwischen sich und Otto — ernster war als sonst, während Magelone in übermüthiger Heiterkeit strahlte.

Auch schöner fand er sie als je. Die flimmernden Augen, die frischen, spöttischen Lippen, die schmiegsame Anmuth ihrer Nymphengestalt lockten ihn mehr als jemals. Daß er der Lockung nicht folgen durfte, eigentlich auch nicht folgen wollte, verstärkte ihre Macht,

und Magelone war sich derselben bewußt, und es that ihr wohl, ihn zu quälen.

Eines Abends, während sie einen ihrer kleinen Chopins spielte, hatte er sich, an den Flügel gelehnt, ganz in ihren Anblick verloren. Plötzlich sah sie auf; ihre Augen begegneten sich.

„Sieh' mich nicht so an!" flüsterte sie, immer weiter spielend, und eine glühende Röthe stieg ihr in's Gesicht; dabei hielt ihr Blick den seinigen fest und ein böses, triumphirendes Lächeln lag auf den halbgeöffneten Lippen. Ein anderes Mal sagte er, aus fröhlichen Scherzreden plötzlich in einen leidenschaftlichen Ton fallend:

„Welch' ein Jammer, Magelone, daß wir uns nicht gehören dürfen!"

Mit zornigem Blick sah sie zu ihm auf, dann trübten sich ihre Augen, und wie in Angst aufathmend warf sie den Kopf zurück und ging schnell von ihm fort.

Bei diesen Vorgängen saß Johanna nur wenige Schritte von den Beiden und las in gleichmäßigem Tone dem Großvater die Zeitung vor. Otto war nahe daran, ihr diese vertrauende Ruhe zum Vorwurf zu machen.

Wochen vergingen; der Frühling hatte in voller, frischer Pracht von Berg und Thal Besitz genommen, aber die Arbeiten in Taunhagen waren noch so weit

zurück, daß ein Hinausschieben der Hochzeit nöthig wurde. Der Freiherr, dem jede Verzögerung unerträglich war, ging, als er zu dieser Erkenntniß gekommen war, Magelonens Beschreibung nach ein paar Tage umher wie ein hungriger Löwe, der die armen Handwerker, die das Unglück verschuldet, am liebsten gefressen hätte. Otto, dem sie dies sagte, lachte gezwungen.

„Nicht die Handwerker fallen zum Opfer — ich bin dazu ausersehen!" antwortete er. „Damit nicht weitere Störungen eintreten, soll ich morgen schon nach Tannhagen übersiedeln, um die Saumseligen anzutreiben — in diese Einöde!"

„Hätt' ich das früher gewußt!" rief Magelone. „Elfriede hat mich auf einige Wochen nach Klausenburg eingeladen; ich soll ihr an dem Hochzeitsgeschenk für Euch sticken helfen — und ich habe Ja gesagt. Ich rechnete auf Dich! — Nun wird's langweilig."

Otto murmelte eine Verwünschung. „Kannst Du das nicht rückgängig machen?" fragte er dann.

„Unmöglich!" antwortete sie; „Großpapa hat schon Ja und Amen dazu gesagt. Und glaubst Du denn, daß es hier amüsanter ist? — Ein Brautpaar im letzten Stadium seiner Wartezeit — das hielt ich nicht mehr aus!"

Dabei lachte sie spöttisch; aber plötzlich zuckten die Lippen, und das Taschentuch an die Augen drückend wollte sie entfliehen.

Otto hielt sie fest.

„Ich lasse Dich nicht!“ rief er leise in leidenschaftlich zitterndem Tone. „Ich will die Thränen sehen, die mich glücklich machen! — wir werden uns entschädigen für das letzte bischen Glück, das uns der Zufall zu rauben sucht. Du wirst nicht immer sticken, nicht immer mit Elfriede spazieren gehen. Da ich alle Tage in Dönninghausen Dienst habe, können wir uns täglich im Walde begegnen . . . und anders verkehren als hier unter alle den Augen!“

Er stand vor ihr in einer Fensternische des Wohnzimmers und hatte ihre beiden Hände gefaßt. Sie suchte sich los zu machen.

„Laß mich, laß mich! Was Du da sagst, ist abscheulich,“ flüsterte sie.

In diesem Augenblick trat Johanna zu ihnen.

„Streitet ihr schon wieder?“ fragte sie; was habt ihr denn immer?“

„Otto's Schuld — er ist ungezogen. — Arme Johanna, Du wirst schwere Arbeit mit ihm haben!“ rief Magelone, und indem sie sich an Otto vorbeidrängte, warf sie ihm einen Blick zu, der ihm zugleich Vergebung und Verheißung zuzuwinken schien.

*

Es hatte geregnet. Der Freiherr, den die Frühlingsluft angriff, wollte nach dem zweiten Frühstück zu schlafen versuchen, und Johanna ließ, die freie Stunde benützend, Ellinor satteln und ritt der Waldklause zu, um einmal wieder selbst nach Christine zu fragen.

Der einsame Waldritt that ihr wohl; die Last, die ihr seit einiger Zeit das Herz bedrückte, das unbestimmte Gefühl einer Entfremdung zwischen ihr und Otto, versank in der heiteren Lebensfülle, die sie umgab. In durstigen Zügen athmete sie den bitterlichen Duft, den frischgetränkt Bäume und Kräuter und die Erde selbst im Sonnenschein aushauchten; sie lauschte voll Freude, wenn aus dem Summen, Schwirren, Zirpen und Zwitschern um sie her hier ein fröhlicher Finkenschlag, dort der Lockruf der wilden Taube erklang, oder der schmetternde Jubel der Schwarzdrossel den ganzen Wald durchhallte. Tausend liebe, fröhliche, wehmüthige Erinnerungen riefen diese Vogelstimmen in ihr wach. — „Otto!" flüsterte sie und ein Wonneschauer ging ihr durch Leib und Seele. Ja, Verzagtheit und Zweifel waren ein Unrecht — ein Undank gegen den Geber so viel „guter und vollkommener Gabe".

Wie im Traume ritt sie weiter, und doch waren Sinne und Seele dem Leben um sie her erschlossen wie nur je. Kein Ton der süßen Frühlingssymphonie

entging ihrem Ohre, ihrem Auge kein Farbenblitz der Millionen Tropfen, die beim leisesten Windhauch von den Zweigen niederrieselten.

Plötzlich schlug Goldhund an, und Ellinor spitzte die Ohren. Gleich darauf rauschten die Büsche zur Seite des Weges, ein Mann kam daraus hervor und nahm grüßend die Mütze ab. Es war der rothe Jakob.

Johanna zog den Zügel an.

„Guten Morgen!" rief sie ihm freundlich zu. „Was macht Christine? Ich bin auf dem Wege zu ihr."

„Danke, gnädige Frölen, es geht besser," antwortete er mit gedämpfter Stimme, indem er näher trat. „Nur der Nachtschlaf will noch nicht wieder kommen, dafür schläft die Kleine viel am Tage. Das thut sie auch jetzt." Und mit lauerndem Blick fügte er hinzu: „Soll ich sie wecken, oder wollen gnädige Frölen ein bischen warten? — Ich könnte Ihnen unterdessen was zeigen, das man nicht alle Tage zu sehen kriegt."

Zu anderen Zeiten hätte sich Johanna, durch sein schadenfrohes Grinsen gewarnt, nicht darauf eingelassen; heute beachtete sie das nicht und fragte unbefangen: wo sich seine Rarität befände?

„Gar nicht weit von hier," antwortete er; „aber absteigen müssen gnädige Frölen. Das Pferd binde

ich an, und dann geht's da hinauf um die kleine Klippe herum. Gesprochen werden darf freilich nicht und ganz vorsichtig müssen wir auftreten, sonst ist's Nichts mit der Ueberraschung."

„Ein Vogelnest also!" sagte Johanna heiter lächelnd, sprang vom Pferde, bedeutete Goldhund, bei Ellinor zu bleiben, und folgte dem voranschreitenden Jakob auf einem Wege, der nur selten benützt zu werden schien, denn er war von Unkraut überwuchert und von beiden Seiten durch überhängendes Gesträuch versperrt. Vorsichtig bog ihr Führer Zweige und Dornenranken zurück, ihr das Gehen zu erleichtern. Zuweilen sah er sich, den Finger auf den Mund legend, nach ihr um, dann lauschte er wieder nach vorwärts, und dabei funkelten seine Augen und die spitzigen Zähne gruben sich tief in die eingezogene Unterlippe.

Jetzt hatte er die Felsenecke erreicht, lauschte abermals und winkte Johanna, heran zu kommen. Nun war sie an seiner Seite, mit hastigem Griff riß seine gesunde Hand das Strauchwerk auseinander, dann trat er zurück und Johanna stand in sprachlosem, regungslosem Entsetzen Otto und Magelonen gegenüber. Auf einer niederen Felsenstufe sitzend, von dichtem, überhängendem Gebüsch beschattet, hielten sie sich umschlungen, und lächelnd, mit halbgeschlossenen Augen duldete sie seine Küsse.

Das heisere Auflachen des rothen Jakob schreckte sie aus ihrer Versunkenheit.

„Johanna!" rief Otto indem er aufsprang.

Seine Stimme löste den Bann, der sie gefesselt hielt. Zusammenschauernd drückte sie beide Hände an die Schläfen, und als Otto ihren Arm fassen wollte, wendete sie ihm hastig den Rücken und suchte sich durch das Dickicht Bahn zu brechen.

Magelone, die wie gebrochen dagesessen hatte, fuhr auf und eilte ihr nach.

„Höre mich, höre mich!" rief sie, indem sie sich an Johanna's Reitkleid klammerte. „Ich lasse Dich nicht gehen, so hochmüthig ... so ... so ..."

„Magelone, sei ruhig, ich beschwöre Dich!" bat Otto.

Sie schüttelte wild den Kopf.

„Nein, nein, ich will endlich sprechen, und Johanna soll mich hören! Lange genug habe ich ihre Falschheit ertragen — ihren Hochmuth, ihre verächtlichen Mienen ertrage ich nicht. Vor mir soll sie schamroth werden, vor mir!"

Nach diesen Worten, die sie in namenloser Hast hervorstieß, ließ sie Johanna's Kleid wieder los, trat schnell vor sie hin und flüsterte, indem sie ihr mit funkelnden Augen in's Gesicht sah:

„Weißt Du, warum er sich mit Dir verlobt hat? — Um mich vor Großpapas Zorn zu schützen.

Für mich war das Billet geschrieben, das Großpapa in die Hände fiel — für mich — frage ihn nur selbst!"

Unwillkürlich folgte Johanna's Blick Magelonens deutender Hand. Otto, der blaß geworden war, sah, die Lippen zusammenpressend, vor sich nieder. Magelone, außer sich vor Zorn und Beschämung, packte seinen Arm und schüttelte ihn.

„Sprich!" rief sie. „Bei Deiner Ehre verlange ich, daß Du die Wahrheit sagst: für wen war das Billet? — für wen?" wiederholte sie, als er ihre beiden Hände faßte. „Du bist feig und verächtlich, wenn Du jetzt nicht sprichst! Für wen war das Billet?"

„Für Dich!" sagte er hart, und indem er ihre Hände beinahe fortstieß, trat er auf Johanna zu.

„Verdamme mich nicht!" bat er; „laß Dir erklären . . ."

Aber sie hörte ihn nicht, oder wollte ihn nicht hören. Hastig drängte sie sich durch die Büsche, die hinter ihr zusammenschlugen, und als ihr Otto folgen wollte, rief ihn ein Aufschrei Magelonens zu dieser zurück. Krampfhaft schluchzend lag sie auf den Knieen und sah mit irren Augen umher. Er konnte sie so nicht allein lassen.

„Bitte, steh' auf und laß das Weinen," sagte er ungeduldig, indem er ihre Hände faßte. Sie

gehorchte wie ein erschrecktes Kind, ließ sich aufrichten und trocknete die Augen.

„Was soll nun geschehen?“ fragte er, und als sie, statt zu antworten, nur mit dem Ausdruck der Rathlosigkeit zu ihm aufsah, fügte er bitter hinzu: „Du wirst doch bei der Szene, die Du eben aufgeführt hast, irgend eine Absicht gehabt haben.“

„Ich eine Absicht!“ wiederholte sie. „Kann ich dafür, daß uns . . . daß Johanna hierher kam?“

„Laß die Winkelzüge!“ fiel er heftig ein. „Du weißt sehr gut, daß ich nicht von dem Zusammentreffen spreche, sondern von der Erklärung, die Du mir in Deiner Raserei abgezwungen hast. Erst durch sie ist jede Versöhnung unmöglich geworden . . . Einen Augenblick der Verirrung hätte Johanna verzeihen können . . .“

Magelone erglühte. Das sagte er ihr.

„Ich wußte nicht, daß Du darnach verlangtest!“ rief sie mit bebender Stimme.

Ohne die Unterbrechung zu beachten, fuhr Otto fort:

„Und ich glaube, daß ich sie dazu vermocht hätte. Sie ist großherzig und selbstlos . . .“

„Aber warum bist Du denn noch hier?“ fiel Magelone ein und ihre Augen sprühten. „Eile doch, eile und wirf Dich Deinem großherzigen, selbstlosen Wesen in die Arme — zu Füßen, wenn es sein

muß!" Auflachend wendete sie ihm den Rücken und wollte gehen.

Er vertrat ihr den Weg.

„Bleib'!" sagte er mit einer Bestimmtheit, der sie unwillkürlich gehorchte, und während sie mit niedergeschlagenen Augen und herabhängenden, leichtverschlungenen Händen vor ihm stehen blieb, fuhr er in hartem Tone fort:

„Du weißt recht gut, daß Deine Aufschlüsse über den Anlaß zu meiner Verlobung unsere Heirath unmöglich gemacht haben. Aber hast Du auch bedacht, daß ich damit meine Existenzmittel verliere, und daß auch Du nach diesem Eklat nicht wie bisher in Dönninghausen fortleben kannst? Darum fragte ich, was nun geschehen soll."

Magelone zuckte stumm die Achseln; nach einer Pause fuhr Otto in bitterem Tone fort:

„Uns Beiden, darüber täusche Dich nicht, bleibt nur Zweierlei übrig: entweder direkt mit einander in die weite Welt zu gehen, oder — da uns hierzu leider die Mittel fehlen — als reuige Sünder vor Großpapa zu treten und seine Verzeihung nebst seinem Beistand zu erbitten. Je schneller wir das thun, um so besser, am besten in dieser Stunde noch. Komm', wir gehen gleich!"

Mit diesen Worten trat er auf Magelone zu, aber sie wich zurück und streckte ihm wie zur Abwehr die Hände entgegen.

„Ich danke Dir!" rief sie in ihrem alten spöttischem Tone. „So weit, daß ich dies Opfer von Dir annehmen müßte, fühle ich mich noch nicht reduzirt ... Du lieber Himmel, was habe ich denn gethan? — einen Vetter in seiner Courmacherei etwas zu weit gehen lassen! Diese ‚Verirrung eines Augenblicks' werden mir sowohl Großpapa wie Johann Leopold verzeihen können ... Meinst Du nicht auch?"

Otto wechselte die Farbe.

„Möglich!" antwortete er mit erzwungener Ruhe. „Versuche Dein Heil. Deine geschickten Hände werden doppelt geschickt sein, wenn es sich um Wiedererlangung eines Majorats handelt . . ."

„Und Deiner Johanna großes Herz doppelt selbstlos, wenn für sie der Name Dönninghausen auf dem Spiele steht," fiel Magelone ein, und sich leicht verneigend raffte sie ihr Kleid zusammen und ging an Otto vorüber der Felsentreppe zu, die von hier aus nach der Klausenburg hinunter führt. Jetzt stand die schlanke Gestalt am Rande der Klippe, nun tauchte sie zwischen dem Strauchwerk nieder; noch einmal flatterte der blaue Schleier auf, dann verschwand auch er in der Tiefe, und Otto war allein

mit seiner Beschämung, seiner Unentschlossenheit, seinem ohnmächtigen Grimm, seiner unklaren Empfindung.

Im ersten Augenblick erschien es ihm unerträglich, sie ohne Weiteres gehen zu lassen; er wollte ihr nacheilen, sie sollte wenigstens wissen, wie er sie haßte und verachtete. — Dann aber sagte er sich selbst, daß sie in ihrer Eitelkeit seinen Zorn nur für den Ausdruck der Verzweiflung über ihren Verlust ansehen würde, während er es im Gegentheil als Erlösung empfand, daß sie ihn und den Beistand, zu dem er sich verpflichtet gefühlt, zurückgewiesen hatte. —

Statt ihr zu folgen, schlug er die entgegengesetzte Richtung ein, und während er auf dem Wege forteilte, der ihn in der letzten Zeit so oft zu ihr geführt, zeigte ihm die Erinnerung das kokette Spiel, das sie mit ihm getrieben, in voller, quälender Deutlichkeit. Und um dieses eitlen, herzlosen, berechnenden Weibes willen, hatte er sein und Johanna's Glück verscherzt! — Vergessen war Alles, was ihm noch vor Kurzem im Wesen seiner Braut mißfallen hatte, und — nun sie für ihn verloren war, erblickte er in ihr die Verkörperung alles Wünschenswerthen.

Aber war sie ihm denn verloren? — Wenn er mit dem offenen Bekenntniß seiner Schuld und der Bitte um Verzeihung kam, mußte sie nicht vergeben und vergessen? Mußte sie es nicht um so mehr, da auch äußerlich seine Existenz davon abhing? — Daß

er, wie Magelone höhnisch hervorgehoben, seinen Namen dagegen einzusetzen hatte, war um so besser, der Gebende zu sein ihm überhaupt viel lieber, als sich beschenken zu lassen. — Je länger er die Lage der Dinge überdachte, um so mehr kam er zu der Ueberzeugung, daß Johanna durch Auflösung des Verlöbnisses noch mehr verlieren würde als er selbst, und in dieser Ueberzeugung fühlte er sich nicht nur berechtigt, sondern geradezu verpflichtet, jeden Trennungsvorschlag entschieden zurückzuweisen. Als er an der Kreuzung der Wege von Tannhagen und Dönninghausen schnell entschlossen den letzteren einschlug, um die „fatale Geschichte" so schnell als möglich zu Ende zu bringen, war er bereits so weit gekommen, sich selbst die größte Geduld und Mäßigung zu geloben, wenn Johanna nach Frauenart seiner „etwas zu weit gehenden Courmacherei" übertriebene Wichtigkeit beilegen sollte.

Aber als er, von der überzeugenden Kraft seiner Bitten und Vorstellungen durchdrungen, Dönninghausen erreichte und Johanna zu sprechen verlangte, hörte er, daß sie von ihrem Morgenritt noch nicht zurückgekommen sei. Was nun? Ihr entgegen gehen? — Nein! der Fußgänger war der Reiterin gegenüber zu sehr im Nachtheil; er beschloß, sie zu erwarten. Nachdem er Befehl gegeben, ihm Johanna's Heimkehr sofort zu melden, begab er sich in den Park, um der Unterhaltung mit Tante Thekla auszuweichen. Nie

war ihm das Warten so schwer geworden! Er versuchte zu rauchen, aber nach wenigen Zügen warf er die Cigarre weg; immer ungeduldiger ging er in der Mittelallee auf und nieder, und — was das Schlimmste war — mit jeder Minute, die verstrich, wurde seine Zuversicht geringer.

Johanna war, als sie Magelone und Otto verließ, ohne Weg und Richtung zu beachten, geradeaus in den Wald gegangen. Die Vögel sangen noch immer wie zuvor; zitterndes Sonnengefunkel spielte durch die bewegten Baumkronen; blitzende Tropfen fielen von Zweig zu Zweig oder schimmerten in den weißen Anemonen, die überall aus der braunen Laubschicht des vergangenen Jahres hervorsahen, das Alles drängte sich Johanna's Sinnen seltsam deutlich auf, und doch fühlte sie sich wie davon abgetrennt, nur dem Einen, Schrecklichen gegenüber, daß sie weder zu fassen, noch zu nennen wußte.

Endlich erreichte sie den Waldessaum; mit trübem, stumpfem Blick sah sie umher. Vor ihr lag ein steil abfallender Haidestrich; unten im Thale schimmerten die frischgrünen Saaten der Dönninghäuser Feldmark, zwischen ihnen zog sich die Fahrstraße nach Klausenburg hin. Sie kannte das Alles — aber es war nicht mehr wie sonst — und sie selbst war nicht mehr wie sonst und das ganze Leben nicht! Das Herz war ihr so schwer, so wüst, und die müden

Füße trugen sie nicht weiter; aufseufzend warf sie sich in's Haidekraut. Plötzlich rauschten und knackten die Büsche hinter ihr; sie sah sich um — Goldhund war's, der daraus hervorstürzte und im nächsten Augenblick vor Freude winselnd zu ihren Füßen lag; dann sprang er an ihr auf, die treuen Augen sahen sie so beweglich an — die treuen Augen! — Und nun war der Bann gebrochen, der ihre Seele gefangen hielt — ihr ganzes Elend lag klar vor ihren Blicken, das ganze Gefühl desselben überflutete ihr Herz, und den Hund umklammernd, der die Noth der Herrin zu verstehen schien, legte sie bitterlich weinend die Stirn auf seinen Hals.

So saß sie noch und weinte, als der rothe Jakob und Christine, die Goldhund gefolgt waren, aus dem Dickicht hervortraten. Jakob blieb stehen, Christine eilte auf Johanna zu und warf sich neben ihr auf die Kniee. Johanna erhob den Kopf. Bei dem Anblick ihres blassen Gesichts, ihrer starren, verweinten Augen brach auch Christine in Thränen aus.

„O gnädiges Fräulein!" rief sie; „bitte, seien Sie nicht böse ... Der Jakob hat mir Alles gesagt ... Es war unrecht, aber gewiß und wahrhaftig, er hat es nicht schlecht gemeint ..."

„Laß es gut sein, Christine!" fiel ihr Johanna in's Wort, indem sie aufstehend die Augen trocknete;

aber die junge Frau hielt sie am Kleide fest und bat nur noch inständiger:

„Bitte, seien Sie dem Jakob nicht böse . . . bitte, nicht!“

Jetzt trat auch er heran.

„Christine, thu' doch nicht, als hätt' ich Gott weiß was verübelt!“ rief er mit steigendem Grimm in Ton und Miene. „Ich konnt's nun einmal nicht ansehen, wie die Beiden unsere gnädige Frölen betrogen . . . Du weißt's ja, es ist heute nicht das erste Mal gewesen, daß sie sich hier oben getroffen haben . . . Und hab' ich's etwa nicht gesehen, wie der saubere Herr auch mit Dir anzubandeln versucht hat? . . . Hab' ich's nicht gesehen? . . .“ Mit diesen Worten hob er die geballte Linke und schüttelte sie.

„O Jakob, davon hast Du ja nicht sprechen wollen,“ sagte Christine in ihrer sanften, beschwichtigenden Weise. „Solch' ein Herr denkt sich nichts dabei, wenn er sich mit unsereins seinen Scherz macht . . .“

„Aber ich, zum Teufel, denk' mir was!“ schrie Jakob, und die wild funkelnden Augen gaben ihm mehr als je das Aussehen eines Raubthiers. „Wie einen Hund schlag' ich ihn todt . . .“ Plötzlich verstummte er vor dem traurig vorwurfsvollen Blick, den Johanna auf ihn richtete. „Wie die Augen vom Edelwild, wenn's unterm Schuß zusammenbricht und verendet,“ sagte er zu sich selbst, und laut fügte er

hinzu: „Ich hab's wirklich und wahrhaftig gut gemeint ... Wenn mir gnädige Frölen nur glauben könnten!"

Johanna nahm sich gewaltsam zusammen.

„Ich glaube Ihnen," antwortete sie nach kurzer Pause; „und weil ich das thue, bin ich auch überzeugt, daß Sie Beide von dem, was hier eben vorgegangen ist — mir zuliebe — mit Niemand sprechen werden."

„Darauf können sich gnädige Frölen verlassen!" rief Jakob, indem er sich stramm aufrichtete, und Christine drückte weinend Johanna's Hand an die Lippen. Johanna machte sich sanft von ihr los.

„Ich muß nun fort," sagte sie; „wie gehe ich am besten, um schnell zu meinem Pferde zu kommen?"

Der rothe Jakob erbot sich, das Thier zu holen; Christine sollte das gnädige Fräulein inzwischen zu der großen Buche am Dönninghauser Wege führen; dorthin wollte er Ellinor bringen. Johanna war einverstanden, und der rothe Jakob stürzte fort, während Johanna mit ihrer Führerin dem bezeichneten Baume zuging.

Und dann kam Jakob mit dem Pferde, Johanna schwang sich in den Sattel, sagte hastig Lebewohl und jagte fort.

„Als ob der Tod hinter ihr wäre," meinte Christine, die ihr angstvoll nachsah, bis sie zwischen den Büschen verschwunden war.

Sechstes Kapitel.

Als Johanna in Dönninghausen ankam, wurde ihr vom alten Martin gemeldet, daß Junker Otto schon lange auf sie warte. Einen Augenblick starrte sie den Alten an, als ob sie ihn nicht verstanden hätte, dann antwortete sie: „Ich kann jetzt Niemand sprechen," und ging mit müden Schritten die Treppe hinauf.

Martin sah ihr kopfschüttelnd nach und begab sich, sobald er Ellinor versorgt hatte, in den Park, um Otto Nachricht zu bringen.

„Die Gnädige waren so weiß wie der Kalk an der Wand," fügte er mit der Vertraulichkeit eines seit mehr als vierzig Jahre zum Hause gehörenden Dieners hinzu, „und hatten ein paar Augen im Kopfe, noch 'mal so groß wie sonst ... wenn sie nur nicht krank werden!"

Otto murmelte eine Verwünschung; jetzt ohne Weiteres fortzugehen, war nicht möglich, wenn er nicht der Dienerschaft zu allerlei Kommentaren Anlaß geben wollte. Dazu ertönte in diesem Augenblicke

die Frühstücksglocke; ihrer Einladung nicht zu folgen, hätte der Großvater als Verletzung der Hausordnung angesehen, und es lag Otto mehr als je daran, den alten Herrn in guter Stimmung zu erhalten.

„Es ist wieder einmal einer meiner Unglückstage — ich möchte nur wissen, ob Andere auch so damit behaftet sind wie ich!“ sagte er zu sich selbst, während er dem Schlosse zuging. „Soll mich wundern, wie mich Johanna empfängt. In dieser Eile kann sie Großpapa noch nichts gesagt haben, muß sich also zusammennehmen ... Vielleicht ist's so am besten ... vielleicht bringt sie der Zwang zur Besinnung.“

Auch diese Hoffnung erwies sich als trügerisch: Johanna war nicht da. Mit besorgter Miene erzählte Tante Thekla, sie wäre auf die Meldung hin, daß Johanna wegen heftiger Kopfschmerzen nicht zum Frühstück kommen könne, einen Augenblick bei ihr gewesen und hätte sie zum Erschrecken blaß gefunden.

„Sie lag auf dem Sopha,“ fügte die alte Dame hinzu, „hatte die Augen geschlossen und sagte mit matter Stimme: ‚Ich brauche nur Ruhe, liebe Tante!‘ Ich meinte, auch frische Luft würde ihr gut thun, aber als ich die zugezogenen Vorhänge zurückschlagen wollte, fuhr sie auf und rief: sie wollte nichts sehen und nichts hören, ich möchte sie in ihrer Dunkelheit lassen; und dann sank sie wieder zurück und lag ganz still.“

„Hast Du zum Doktor geschickt?“ fiel der Freiherr ein.

„Den hat sie sich verbeten,“ klagte die Tante; „ich weiß auch warum — sie ist selber schuld an ihrem Unwohlsein, hat wieder einmal einen verrückten, wilden Ritt gemacht und will das nicht beichten ... Du mußt ihr das tolle Reiten verbieten, lieber Johann.“

„Unsinn!“ rief der Freiherr; „was hat das Reiten damit zu thun? . . . Ihr Frauenzimmer könnt einmal ohne Eure Migräne nicht leben . . . Die Mode macht Johanna mit . . . Aber was zum Kukuk ist's denn mit Dir, Junge?“ fuhr er, zu Otto gewendet, halb lachend, halb unwillig fort: „Jede Schüssel läßt er vorüber gehen und sieht aus . . . Hast Du etwa aus purer Sympathie auch die Migräne? . . . Mach' mich nicht wild!“

Otto versuchte sich zu bezwingen; Tante Thekla war jedoch aufmerksam geworden und ließ sich nicht mehr täuschen. Nach beendigtem Frühstück zog sie Otto, während der Freiherr die Zeitungen las, in eine Fensternische und sagte mit der größten Bestimmtheit:

„Es hat zwischen Dir und Johanna etwas gegeben — Sag' mir, was es ist . . . Du weißt ja, wie gut ich's mit Euch Beiden meine.“

Otto wollte leugnen, aber dann sah er in die bittenden, liebe- und sorgenvollen Augen der Tante,

erinnerte sich, wie oft sie von seiner Kindheit an helfend und ausgleichend für ihn eingetreten war, und sagte sich, daß er auch jetzt keine bessere Vermittlerin finden könnte..

„Du hast Recht, liebe Tante,“ antwortete er, indem er ihr die Hand küßte. „Ich will Dir beichten, so schwer es auch ist . . Du bist meine letzte, einzige Hoffnung . . . und wirst mir helfen, das weiß ich! und wirst mir keine Vorwürfe machen, das thu' ich selbst genug!“ Und nun erzählte er ihr in hastigen Worten so aufrichtig, wie er überhaupt zu sein vermochte, die Geschichte seiner Verlobung und die heutige unglückselige Waldszene.

Mit dem schmerzlichsten Widerstreit der Empfindungen hörte ihm die alte Dame zu. Ihre Redlichkeit, ihr Ehrgefühl empörten sich gegen den Verrath, den Otto und Magelone an Johanna verübt hatten, und doch konnte sich das nachsichtige Tantenherz bei Otto's Klagen und Selbstvorwürfen des Mitleids nicht erwehren, und der auch in ihr stark entwickelte Familiensinn der Dönninghausen erfüllte sie mit der Ueberzeugung, daß in diesem Konflikt wie in jedem andern vor allen Dingen die Ehre des Namens gewahrt werden müsse. Sie war auch auf Otto's Bitte gleich bereit, das Versöhnungswerk in die Hand zu nehmen, und ging zu Johanna hinauf.

Die Fenster waren noch immer verhüllt, aber Johanna lag nicht mehr. Mit über der Brust gekreuzten Armen ging sie auf und nieder. Als die Thür geöffnet wurde, wendete sie sich um und kam der Eintretenden entgegen.

„Mein armes, liebes Kind," begann Tante Thekla, verstummte aber, als sie selbst im Halbdunkel Johanna's Gesichtsausdruck sah. Da war keine Spur von Weichheit oder Trostbedürftigkeit; das blasse Antlitz war wie versteinert. Alles, was sich die alte Dame zu sagen vorgenommen hatte, paßte nicht.

„Geht es Dir besser?" fragte sie endlich, um dem peinlichen Schweigen ein Ende zu machen.

„Ja, liebe Tante, sorge Dich nicht um mich," antwortete Johanna mit erzwungener Ruhe.

Tante Thekla seufzte; es that ihr weh, daß das junge Mädchen so wenig Vertrauen zu ihr hatte; aber das durfte sie nicht irre machen.

„Komm', setze Dich zu mir, ich habe mit Dir zu sprechen," sagte sie, indem sie im Sopha Platz nahm, und als Johanna mechanisch gehorchte, fügte sie hinzu: „Du brauchst Dir keinen Zwang anzuthun; Otto hat mir Alles aufrichtig gestanden."

„Aufrichtig kaum!" sagte Johanna bitter.

„Du thust ihm Unrecht!" rief Tante Thekla. „Nicht um sich zu entschuldigen hat er gesprochen — im Gegentheil!" Heftig angeklagt hat er sich. Wenn

Du gehört hättest, wie er bereut und sich nach Deiner Verzeihung sehnt, Du müßtest sie ihm aus vollem Herzen gewähren."

„Ich kann es nicht!" antwortete Johanna, ohne aufzusehen.

„O, sag' das nicht!" rief Tante Thekla. „Du kannst nicht nur, Du mußt verzeihen . . . Beten wir nicht alle Tage: ‚Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben'?"

„Ich kann es nicht!" wiederholte Johanna.

Eine Weile schwiegen sie Beide; dann erhob Tante Thekla den schüchternen Blick.

„Verkenne mich nicht, wenn ich immer wieder für Otto bitte," sagte sie; „ich fühle mit Dir; ich begreife, wie Dich sein Leichtsinn gekränkt hat."

„Gekränkt nennst Du das!" fiel Johanna ein „beschimpft hat er mich, hat mein Leben und meine Seele vergiftet!"

„So scheint es Dir jetzt," sagte die Tante; „aber Du wirst es anders ansehen lernen, wirst wieder anders fühlen und urtheilen. Glaub' mir Kind, Otto ist Deiner Verzeihung werth . . . Trotz seines Leichtsinns ist er gut und wie er Dich liebt . . ."

Johanna sprang auf.

„Tante, das kann ich nicht anhören!" rief sie die Hände an die Schläfen drückend. „Vergiß nicht, daß ich vor wenigen Stunden mit eigenen Augen

sehen mußte, daß Otto . . . daß Magelone . . . und Du sprichst von Verzeihung, von Liebe? — Mir ist Alles verhaßt . . . das ganze Leben, ich selbst . . ."

Sie sank auf ihren Stuhl zurück und schlug aufstöhnend die Hände vor die Augen.

Tante Thekla weinte, nach langer Pause erst sagte sie:

„Wenn Du mich nur aussprechen ließest . . . ich weiß, es würde Dir wohl thun! Quälen will ich Dich nicht, Dir nur wiederholen, was mir Otto aufgetragen hat. ‚Sage Johanna' — das sind seine eigenen Worte, aber Du müßtest, um ihre volle Wirkung zu empfinden, auch seine bittenden Augen sehen und den Ton seiner Stimme hören — ‚sage Johanna, daß ich sie mehr liebe als je, und daß ich sie geliebt habe, seit ich sie kenne . . .'"

„O Tante!" fiel Johanna ein, „das sagst Du mir? . . . das soll mich trösten? . . . Wenn er mir sagte. Magelonens Reiz war unwiderstehlich für mich; er hat die Liebe zu Dir verdrängt, verlöscht — das hätte ich verstanden, hätte mich, ohne Vorwurf für ihn, darein ergeben wie in alles Unabwendliche. Aber wenn er Magelone belogen und betrogen hat wie mich, wo ist dann Wahrheit? — Was kann ich glauben? — Woran soll ich mich halten?"

Die alte Dame war rathlos.

„Ich wollte, Du könntest die Dinge anders ansehen," antwortete sie nach langem Besinnen, „und ich hoffe, Du thust es mit der Zeit. Aber jetzt — was soll jetzt daraus werden, wenn Du Otto's Bitte um Vergebung nicht erfüllst? — Mein Bruder darf natürlich nichts erfahren . . ."

Johanna sah verwundert auf.

„Nichts erfahren?" wiederholte sie. „Du glaubst doch nicht, daß ich Otto heirathen kann? — An meine Stelle ist Magelone getreten."

„Kind, ich sagte Dir ja, Otto liebt Magelone nicht!" antwortete Tante Thekla; „und sie liebt ihn auch nicht — wenigstens nicht genug, um seinetwegen den Zorn des Großvaters auf sich zu nehmen." Und Johanna's Hände ergreifend, fügte die alte Dame mit flehenden, thränenvollen Augen hinzu: „Bedenke, was Du thust! Das Glück und Unglück der ganzen Familie liegt in Deiner Hand. Kannst Du nicht vergeben, so verliert Johann Leopold die Braut; Otto's und Magelonens Leben ist zerstört, mögen sie sich heirathen oder nicht — und mein Bruder, der nur für Glück und Ehre seines Hauses gesorgt hat, sieht in seinen letzten Lebenstagen Alles zusammenbrechen . . ."

„Wenn ich's ihm ersparen könnte!" rief Johanna. Das war doch endlich ein Herzenston. Tante Thekla faßte wieder Muth.

„Sobald Du willst, kannst Du es auch," sagte sie und trocknete die Augen. „Glaube mir, Kind, es liegt für den Verzeihenden selbst der größte Segen im Vergeben und Vergessen."

„Vergeben und Vergessen!" wiederholte Johanna. „Ja, das wäre ein Segen . . . aber das Vergessen läßt sich nicht erzwingen, und wenn ich auch vergebe, jede Bitterkeit in mir überwinde, das alte Vertrauen kommt nicht wieder . . ."

„Versuch' es nur erst!" fiel Tante Thekla ein. „Wie viele Frauen haben eine Herzensverirrung, eine Untreue des Mannes zu verzeihen gehabt und sind wieder glücklich gewesen. Denk' an das Bibelwort: ‚Die Liebe verträgt Alles, sie glaubet Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles, die Liebe hört nimmer auf . . .'"

„Es heißt aber auch: ‚sie freut sich der Wahrheit,'" sagte Johanna und ihr Gesicht nahm wieder einen medusenhaft starren Ausdruck an. „Eine Herzensverirrung läßt sich verschmerzen — aber was Otto und mich auf immer trennt, ist seine Verlogenheit. Wenn Du wüßtest, wie ich mich dadurch erniedrigt fühle, wie kleinlich, mißtrauisch, geradezu schlecht sie mich macht! — Um Magelone und sich selbst vor des Großvaters Zorn zu schützen, hat er sich mit mir verlobt — aus demselben Grunde dringt er auf Versöhnung mit mir — vielleicht, wer weiß, fällt auch der Besitz von Tannhagen mit in's Gewicht! . . .

Tante Thekla, sag' selbst: kann der Mann, von dem ich so denke, mein Herr sein?"

Johanna stand auf, ging an's Fenster und schlug den Vorhang zurück. Da war er wieder, der unbarmherzige Sonnenschein! Er bohrte sich ihr in Augen und Herz und zeigte ihr wieder das schrecklich-schöne Bild der Beiden unter dem wehenden Strauche. Nur das nicht mehr sehen müssen ... am liebsten nichts mehr sehen ...

Eine leichte Berührung schreckte sie auf. Tante Thekla war ihr nachgegangen und legte die Hand auf ihren Arm.

„Welche Antwort soll ich Otto bringen?" fragte sie. „Sei gut, sei verständig! — Bedenke, übermorgen werdet Ihr zum ersten Male aufgeboten ..."

„Dazu darf es nicht kommen!" fiel Johanna ein. „Sage Otto, daß ich mit jedem Grunde einverstanden bin, durch den er, ohne sich und Magelone bloßzustellen, die Lösung unseres Verhältnisses erklären kann ..."

„Du bist schrecklich!" rief Tante Thekla. „Das ist der ganze Starrsinn unseres Geschlechts, nur daß Du ihn gegen Dönninghausen wendest. Aber es kann nicht das letzte Wort sein ... Du wirst ruhiger werden, wirst einsehen, daß Du Deinen Stolz, Deinen gerechten Zorn überwinden mußt ... Bleib' in Deinem Zimmer, ich werde meinem Bruder sagen, daß Du

Ruhe brauchst, und versprich mir, nichts zu übereilen ... bitte, versprich es mir ..."

„Sei ruhig, ich thue nichts, was Otto schaden könnte," antwortete Johanna. „Er selbst — das sagte ich ja schon — mag Alles ordnen. Die Schuld des Bruches will ich auf mich nehmen; aber nun laß uns nicht mehr davon sprechen, liebe Tante; ich kann wirklich nicht mehr!"

Wie müde und traurig war das sonst so lebensfrische Gesicht! Tante Thekla's Augen füllten sich mit Thränen.

„Wenn ich nur etwas für Dich thun könnte!" sagte sie. „Dich allein so zu lassen, ist mir schrecklich ... aber Otto wartet auf Antwort ..."

„Otto und immer Otto!" dachte Johanna voll Bitterkeit, im nächsten Moment überwand sie die Regung und erwiderte in milderem Tone als bisher:

„Sorge Dich nicht — Alleinsein ist für mich das Beste!"

Die alte Dame zögerte noch immer.

„Du hast mich hoffentlich nicht falsch verstanden?" fragte sie. „Du weißt, daß mir Dein Glück am Herzen liegt?"

Johanna fiel der Tante um den Hals.

„Du bist gut ... Du wirst mit mir Geduld haben!" flüsterte sie.

Tante Thekla ging mit erleichtertem Herzen. An Geduld wollte sie's nicht fehlen lassen, wenn sich die Beiden nur endlich wieder zusammenfanden. Und sie mußten sich finden, wenn Otto selbst seine Sache führte. Heute that er vielleicht besser, Johanna ihrem Nachdenken zu überlassen; morgen war sie ruhiger, zugänglicher — dann mochte er wieder kommen.

Aber während sich Tante Thekla immer zuversichtlicher der Hoffnung auf Versöhnung hingab und auch Otto's Zweifel mehr und mehr besiegte, blieb Johanna's Empfindung dieselbe. Ihr Herzensparadies war verloren, und wenn sie sich auch zur Vergebung zwang, vor dem Zusammenbrechen ihrer Verhältnisse konnte sie das nicht schützen.

Ja, ein Zusammenbrechen war es, das Weiterleben in der alten Weise unmöglich. Was sollte sie nun beginnen? Wohin konnte sie gehen? — Nach Lindenbad. — Dabei fiel ihr ein, daß man ihr, als sie von ihrem Morgenritt zurückkam, einen Brief von Ludwig gegeben hatte — oder hatte sie das geträumt? — Nein, da lag er auf dem Schreibtische, ein großes, schmutziges Couvert mit Postmarken und Inschriften bedeckt.

Sie brach ihn auf: es war ein alter Brief — die verloren gegebene Antwort auf ihre Verlobungsanzeige.

Ludwig schrieb:

„Liebe Johanna! Ich weiß, daß es Styl ist, eine Verlobungsanzeige mit Glückwünschen zu beantworten, aber ich würde mich sowohl gegen die Wahrhaftigkeit meines Wesens, wie gegen die Liebe zu Dir versündigen, wenn ich meine Empfindung und mein Urtheil unter den üblichen Redensarten versteckte. Hoffentlich hast Du das Vertrauen zu mir so weit bewahrt, daß Du, auch wenn Dein Gefühl im Widerspruch mit mir ist, an die Redlichkeit meiner Absicht glauben kannst.

„So möge Dir denn dies Blatt meinen Warnungsbrief bringen, die Mahnung, Dich ernstlicher zu fragen, als Du bisher gethan: ob dieser Mann wirklich im Stande ist, Deinen Anforderungen zu genügen, Dein Herz auszufüllen, Dich zu verstehen, und mit Dir Schritt zu halten. Ich, der Dich kennt wie Niemand sonst, ich sage: er ist es nicht, und bitte Dich, öffne die Augen, ehe Du Dich unauflöslich bindest. Durch die Ehe mit diesem Manne verurtheilst Du Dich selbst zu lebenslanger Einsamkeit und Entbehrung.

„Das weißt Du auch selbst! Spricht doch schon der erste, im ersten Herzensjubel geschriebene Brief von dem Gefühl eines ‚Mangels' in Deinem Glück. Daß Du dies Wort später zurücknimmst, kann seine Bedeutung nicht abschwächen. Du empfindest in innerster Seele, daß Du im Begriff bist, eine Mißheirath

zu thun, und Dein Herzensinstinkt, der ‚höher ist als alle Vernunft', warnt Dich davor.

„Daß ich nicht bei Dir bin, diese leise Stimme zu unterstützen, kann ich mir nie verzeihen. Ich mußte voraussehen, was jetzt geschehen ist, sah es auch und habe Dich in Zorn und Trotz und gekränktem Selbstgefühl verlassen, während es meine Pflicht sowohl wie mein Recht gewesen wäre, Dir zu sagen: mir gehörst Du und ich lasse Dich nicht!

„Das sage ich auch heute, und mein Leben wird Dir beweisen, wie ernst es mir damit ist. Beharrst Du auf dem Unglückswege, der Dich von mir zu trennen droht, so wirst Du, das gelobe ich Dir und mir, diese Worte nie mehr hören, aber finden wirst Du mich zu jeder Stunde, wenn Du mich brauchst.

„Daß Du Dich von mir verlieren konntest, ist meine Schuld. Als ich Dich bei Deinem Vater aufsuchte und fand, daß Du der Atmosphäre meines Elternhauses entwachsen warst, habe ich Dich in thörichtem, knabenhaftem Trotz von mir gestoßen und hätte Dich doch am liebsten in meine Arme gezogen, Dich von Allem, was nicht i ch ist, abzutrennen.

„Warum ich Dir das jetzt noch sage? — Weil Du in mir Bescheid wissen sollst, und weil ich Dir mit dem Beispiel unbedingten Vertrauens voran gehen will. Wir Menschen würden uns viel Schweres erleichtern, wenn wir uns weniger scheuten, uns selbst

und Anderen einen Irrthum, eine Niederlage, einen Lebensrechenfehler zu gestehen; laß mich hoffen, daß Du von dieser unheilvollsten Eitelkeit und Feigheit frei bist; schließe nicht geflissentlich die Augen, und erkennst Du Deine Uebereilung, so mache sie wieder gut, ehe es zu spät wird. Vor Allem rede Dir nicht ein, daß Du um Deines Verlobten willen an dem gegebenen Worte festhalten mußt. Wie ich ihn beurtheile, kannst Du ihn mit aller Liebe nicht glücklich machen.

„Wirst Du mich der Rohheit anklagen, daß ich Dir das sage? — Immerhin! ich kann nicht lügnerisch lächelnd oder auch nur schweigend zusehen, wie Du in Dein Verderben gehst.

„Oder hätte ich mich geirrt? Daß dieser Mann von den zierlichen Schablonenfigürchen seiner Umgebung den Weg zu Dir gefunden hat, macht mich zuweilen wankend in meinem Urtheil über ihn. Sicherlich werde ich mich der besseren Einsicht nicht verschließen, und findest Du ihn dauernd Deiner Liebe werth, ist er fähig, Dich zu würdigen, macht er Dich glücklich, so werde ich ebenso rückhaltslos sein Recht auf Deinen Besitz anerkennen, wie ich es jetzt bestreite."

„Den 10. November 1874.

„Seit ich die vorstehenden Blätter schrieb, habe ich Tage und Nächte theils in den Hospitälern, theils

in den ärmsten Vorstädten Bombays zugebracht. Erst seit einigen Stunden bin ich wieder in meiner Wohnung, habe mich durch Baden, Schlafen und Essen erfrischt und kehre, wenn ich diesen Brief geschlossen habe, zu meinen Kranken zurück. Diese Thätigkeit, die seit Wochen andauert — der alte, niedrig gelegene Theil der Stadt ist von einer schweren Fieberepidemie heimgesucht — macht Dir vielleicht den Seelenzustand klar, aus welchem mein Brief hervorgeht. Alles Scheinwesen ist mir noch gleichgültiger als bisher; Gesundheit des Leibes und der Seele erscheint mir als das höchste Gut, und ich fühle mich ebensowohl dazu verpflichtet, den Unvorsichtigen zu warnen, der sich ohne Noth der Brutstätte todtbringender Miasmen nähert, als dazu, den kranken Organismus in Behandlung zu nehmen. In diesem Sinne rufe ich Dir meine Mahnung zu, unbekümmert, ob sie Dir rauh an's Ohr klingt. Nimm sie als Warnung des Arztes ohne falsche Empfindlichkeit hin. — Eine Antwort darauf erwarte ich nur in dem Falle, daß meine Vorstellungen irgend welchen Eindruck auf Dich üben. Schweigst Du über diesen Brief, so nehme ich an, daß ich mich geirrt habe, oder daß Dir die Wahrheit lästig ist, und n i e werde ich, außer wenn Du selbst darauf zurückkommst, dies Thema wieder zur Sprache zu bringen.

„Ueber den Termin meiner Rückkehr bin ich noch im Zweifel. Anfänglich war sie auf nächsten März

oder April bestimmt. Kann ich Dir von Nutzen sein, so komme ich auch schon früher, komme gleich, wenn Du schreibst, daß es Dir erwünscht ist. — Im andern Falle bleibe ich wahrscheinlich noch länger fort, komme wenigstens, wenn ich auch nach Europa zurückkehre, nicht in die Heimat und zu Dir, bis vernarbt ist, was mich jetzt noch schmerzt — es wäre denn, Du brauchtest den Rath oder Beistand Deines Bruders

Ludwig."

„Nein, seinen Beistand nicht!" sagte Johanna zu sich selbst, als sie die Blätter wieder zusammenlegte. Der Gedanke, ihm zu zeigen, wie sie litt, war ihr unerträglich — warum, wußte sie nicht, fragte auch nicht darnach. An Ludwig's Zuneigung, Großherzigkeit und Thatkraft zweifelte sie keinen Augenblick, und doch fühlte sie sich doppelt gedemüthigt, seit sie sein Urtheil über Otto gelesen hatte.

„Nein, nein, nur seinen Beistand nicht!" sagte sie sich immer wieder, aber wenn sie den nicht annehmen wollte, durfte sie auch nicht nach Lindenbad gehen, und wo war sonst ein Asyl für sie? — Und wie bitter war es, sich hier loszureißen, wo sie trotz Allem eine Heimat gefunden hatte! — Sie brauchte freilich nur ein Wort zu sagen, um sich diese Heimat zu erhalten — aber um welchen Preis mußte das geschehen? Tante Thekla hatte Recht — die letzten Lebenstage des Großvaters durften nicht vergiftet

werden; und wie sollte Johanna in diesem Hause fortleben, dessen Frieden sie gestört und dessen Kinder sie vertrieben und unglücklich gemacht hätte? Sie wußte, daß auch die Trennung von ihr dem Großvater wehe thun würde, aber leichter überwand er es doch, wenn sie sich „undankbar" von ihm lossagte, als wenn er Magelone und Otto seines Namens und seiner Liebe unwürdig finden mußte ... Alles Sinnen und Denken ergab immer nur das eine Resultat: daß sie gehen und die Schuld der Trennung auf sich nehmen müsse. Wie sie das anfangen und wohin sie sich wenden sollte, wußte sie noch nicht — aber auch das mußte sich finden.

Der Tag verging; Tante Thekla hatte wiederholt heraufgeschickt, hatte Essen und Erfrischungen bringen und fragen lassen, ob sie kommen sollte, aber Johanna hatte gebeten, sie heute allein zu lassen, und hatte sich endlich, wie zerbrochen an Leib und Seele, auf ihr Lager geworfen.

Und dann war die Nacht gekommen; eine Nacht ohne Schlaf, in der die Stunden langsam, langsam vorüber schlichen und jeder Herzschlag die dumpfe Qual vermehrte, unter der die Seele aufstöhnte wie in Todesschauern. Und dabei rückte das Mondlicht über Wände und Estrich wie in jenen holden Nächten, als jedes Erwachen ein Glücksgefühl war und jedes Wiedereinschlafen süße Träume brachte. — Und dann

krähten die Hähne, und das graue, kalte Morgenlicht ließ Alles noch trostloser erscheinen, und dann begann das gellende, mißtönende Sperlingsgeschrei.

Vier Uhr schlug es auf dem Schloßthurme und gleich darauf kamen leise, schlurfende Schritte von der Treppe her, an Johanna's Thür hörten sie auf, und ein vorsichtiger Finger klopfte.

„Wer ist da?" fragte Johanna.

„Ein Telegramm für das gnädige Fräulein," antwortete die Stimme der Haushälterin.

Johanna nahm ihren Bettmantel um, empfing das blaue Couvert und las, an's Fenster tretend:

„Lisbeth todtkrank, jammert beständig nach Dir, komme gleich. Helene."

Einen Augenblick war Johanna wie betäubt, dann raffte sie sich auf — ihr Entschluß war gefaßt.

Um sechs Uhr ging der Frühzug nach Hannover, den konnte sie noch erreichen.

Schnell kleidete sie sich an, packte das Unentbehrlichste zusammen und bestellte den Wagen. Dann schrieb sie hastig an Otto:

„Eben bekomme ich ein Telegramm, das mich nach Hannover an das Krankenbett meiner Schwester ruft; ich fahre mit dem nächsten Zuge und gebe Dir damit eine plausible Erklärung für unsern Bruch. Aus dem Hause des ‚Kunstreiters' kannst Du Dir die Braut nicht holen. Die Aussöhnung, die Du

mir durch Tante Thekla vorschlagen ließest, ist unmöglich; ich habe alles Vertrauen zu Dir verloren, und Du würdest mir die Waldszene nie verzeihen. Dem Großvater die nöthigen Erklärungen zu geben, muß ich Dir überlassen, und wünsche Dir im vollen Sinne des Wortes Lebewohl."

Mit diesem Briefe ging sie zu Tante Thekla; die alte Dame lag noch zu Bett, war aber vollständig wach; auch sie hatten die sorgenden Gedanken nicht schlafen lassen.

„Kind, was bedeutet das?" fragte sie, als sie Johanna reisefertig eintreten sah.

Johanna gab ihr das Telegramm, sagte, daß sie gleich nach Hannover fahren würde, und bat, den Brief an Otto zu besorgen...

„Fahren . . . ohne meines Bruders Zustimmung! . . ." sagte die Tante, von banger Ahnung ergriffen; „Du willst doch nicht? . . . Du kommst doch wieder?"

Johanna wendete sich ab.

„Mache mir das Herz nicht noch schwerer," bat sie mit erstickter Stimme.

Tante Thekla brach in Thränen aus.

„Du darfst nicht fort!" rief sie, Johanna's Hände erfassend; „ich lasse Dich nicht gehen."

Das junge Mädchen machte sich sanft von ihr los. —

„Ich muß, liebe Tante, ich muß zu Lisbeth,“ sagte sie.

„Aber Otto wird Dir folgen, Dich wieder holen,“ fiel die Tante ein.

Johanna schüttelte den Kopf.

„Er wird einsehen, daß wir uns trennen müssen,“ flüsterte sie, „aber — laß mich nicht ganz verbannt und vergessen sein ... Schreib' mir ...“

Das Kammermädchen kam:

„Gnädiges Fräulein, der Wagen ist vorgefahren.“

Noch einmal umarmten sich Tante und Nichte.

„Grüße Großpapa tausend-, tausendmal ... Sorge, daß er mir verzeiht ... Behalte mich lieb!“ schluchzte Johanna.

Dann schwankte sie hinaus, vorbei an des Großvaters Thüre, vor deren Schwelle Goldhund verwundert aufstand und mit den klugen Augen fragte, ob er mitgehen dürfe.

Johanna machte ihm ein Zeichen, zurückzubleiben, und das Taschentuch an den Mund drückend, eilte sie die Treppe hinunter, warf sich in die Wagenecke, der Schlag fiel zu, die Pferde zogen an — ihr Traum von Glück und Liebe war zu Ende.

Siebentes Kapitel.

Als der Freiherr Johanna's Abreise erfuhr, hatte er anfangs für nichts Anderes Sinn, als für die unerhörte Verletzung seiner Autorität. Aber nachdem der erste Zorn verraucht war, sagte er sich selbst, daß doch wohl mehr dahinter stecken möge, als die Sorge um das Kind. Johanna's gestriges Wegbleiben von allen Mahlzeiten, Otto's Benehmen, Thekla's verstörtes Aussehen, Alles kam zusammen, den Verdacht des Freiherrn auf ein Zerwürfniß zwischen den Verlobten zu lenken. Er beschloß, von Otto selbst Auskunft zu verlangen und richtete seinen Morgenritt Tannhagen zu.

Auf halbem Wege traf er mit Otto zusammen. Tante Thekla hatte demselben Johanna's Billet geschickt, und er hatte sich aufgemacht, um mit der alten Dame zu berathen, was weiter geschehen solle. Er erschrak, als er bei einer Biegung des Weges die hohe Gestalt des Freiherrn auf seinem Grauschimmel erblickte. Ausweichen konnte er nicht; seinen Muth zusammmennehmend, ritt er dem Großvater entgegen.

„Weißt Du, daß Johanna fortgereist ist?" fragte dieser nach der ersten Begrüßung, und seine Augen schienen den Enkel durchbohren zu wollen.

„Sie hat es mir geschrieben," antwortete der junge Mann, indem er umsonst versuchte, dem Blick des Großvaters Stand zu halten.

„So — darüber möchte ich Näheres wissen; Du begleitest mich nach Dönninghausen," sagte der Freiherr und wendete sein Pferd. „Nun aber ohne Umschweife: es hat zwischen Euch was gegeben?"

„Lieber Großvater, ich weiß nicht ... ich möchte nicht anklagen," stammelte Otto.

„Habe ich das verlangt?" herrschte ihn der Freiherr an. „Ich will nur wissen, ob Du an der Flucht des dummen Dinges schuld bist, und ist das der Fall, so wirst Du nachfahren und Dame Unverstand wieder holen."

Otto erschrak.

„Lieber Großvater ..." fing er zögernd an.

Der Freiherr fiel ihm in's Wort.

„Zum Kukuk, Junge, was ist das für ein Armensündergesicht!" rief er. „Thust Du nicht, als schickte ich Dich des Teufels Großmutter nach, anstatt auf die Fährte einer jungen Thörin, die ihr bischen Frauenzimmerverstand durch Dich zu verlieren droht!" Und ernster fügte er hinzu: „Du magst ihr sagen, es solle diesmal noch Gnade für Recht ergehen, ander-

weitige Escapaden dürften jedoch nicht vorkommen. Müßt Ihr Euch zanken — Liebesleute sollen ohne das nicht auskommen können — so macht das gefälligst unter Euch ab. Ich und mein Haus und die darin herrschende Ordnung dürfen nicht dadurch gestört werden. Darnach bitte ich sich zu richten."

Eine Weile ritten sie schweigend nebeneinander hin. Otto, der zu sehr mit sich selbst beschäftigt war, um in Johanna's Empfindung einzugehen, hatte ihr Billet mit einem Gemisch von Staunen und Erbitterung gelesen. Wie viel Schmerz unter den scheinbar ruhigen Worten verborgen lag, hatte er nicht herausgefühlt, sah nur, daß sie ihn aufgeben konnte, fand ihr Benehmen hart, kalt, egoistisch, hielt sich durch den Eklat, den sie heraufbeschworen, jeder Pflicht gegen sie enthoben und völlig berechtigt, für sich selbst zu retten, was zu retten war. Ausdrücklich hatte sie ihm befohlen, dem Großvater eine glaubhafte Erklärung ihres Bruches zu geben, — das wollte er thun.

„Lieber Großvater," sagte er, nachdem er Alles nochmals reiflich überdacht hatte, „wie die Dinge liegen, sehe ich mich doch zu meinem Bedauern gezwungen, Dir über das Zerwürfniß zwischen Johanna und mir Einiges mitzutheilen."

„Mach's kurz!" rief der alte Herr; „nur die Hauptsachen! Kann das kindische Gezänk nicht leiden."

„Wie Du befiehlst,“ antwortete Otto, dessen Aufgabe dadurch sehr erleichtert wurde. „Der erste Anlaß sowohl wie der letzte ist Johanna's Stellung zu der unglückseligen zweiten Heirath ihrer Stiefmutter. Ich verlange, daß sie sich ein- für allemal von der Kunstreiterfamilie lossagt; sie weigert sich, es zu thun, und ergreift die erste beste Gelegenheit, mir zu beweisen, daß sie meinen Wünschen und Forderungen Trotz bietet.“

„Unsinn!“ rief der Freiherr zornig aus. „Das hätte ich wissen sollen ... Aber sie wird schon zur Raison zu bringen sein. Du wirst sie holen ...“

„Aus dem Hause des Kunstreiters — niemals!“ fiel Otto mit einer Entschiedenheit ein, über die er selbst im nächsten Moment erstaunte.

Die Augen des Großvaters blitzten ihn an, dann aber schien er sich zu besinnen.

„Das hat etwas für sich!“ sagte er nach einer Pause, und nach abermaligem Schweigen fügte er hinzu: „Wir werden schreiben — ich stelle ihr geradezu die Aufgabe, zwischen Dönninghausen und diesen Leuten zu wählen; Du kannst Ihr sagen, was Dir recht und gut scheint. Wenn sie dann aber ihre Thorheit einsieht, wünsche ich, daß Du einen Strich machst, und daß von der ganzen dummen Geschichte nicht mehr die Rede ist.“

Der Rest des Weges wurde schweigend zurückgelegt, und sobald sie Dönninghausen erreicht hatten begab sich der alte Herr an den Schreibtisch.

Sein Brief lautete:

„Liebe Johanna! Als mir meine Schwester heute Morgen Deine Abreise meldete, fand ich es rücksichtslos, daß Du gehen konntest, ohne mich um Erlaubniß zu bitten, um so mehr, da Du Dich zu Menschen begabst, mit denen ich auch nicht in die entfernteste Berührung zu kommen wünsche. Zu Deiner Entschuldigung sagte ich mir, daß Du in der Sorge um Deine Stiefschwester die Pflichten gegen mich und die Ordnung meines Hauses für den Augenblick außer Acht gelassen hast. Anders gestaltet sich die Sache, nachdem ich höre, daß Dein Verkehr mit dieser Kunstreiterfamilie seit einiger Zeit die Ursache ernster Zerwürfnisse zwischen Dir und Otto geworden ist. Anfangs wollte er nicht mit der Sprache heraus, aber auf mein Verlangen, die Wahrheit zu hören, hat er mir Alles gesagt. Du weißt, Kind, wie lieb ich Dich habe, und wie gern ich Dich in Deiner Weise thun und denken lasse; hier aber bist Du im Unrecht und mußt Dich fügen. Die Ehre der Familie verlangt, daß Du Dich von Allem los machst, was Dir aus vergangenen Zeiten anhängt. Komm' also zurück, sobald Du kannst; Otto, den ich Dir nachschicken wollte, erklärt, daß er Dich nicht aus dem Hause des Kunst-

reiters abholen könne, und gibt mir damit den Beweis, daß mehr vom Dönninghausen in ihm ist, als ich geglaubt habe. Aber auch in Deinen Adern fließt das Blut unseres Geschlechts, und ich erwarte, daß Du Dich desselben würdig zeigst. Trotz der Verirrung Deiner Mutter haben wir Dich als eine der Unsrigen in die Familie aufgenommen, verlangen nun aber auch, daß Du Dich von der ehemaligen Frau Deines Vaters und ihrem Kinde lossagst. Erklärst Du Otto, daß Du dazu bereit bist, so ist zwischen Euch Alles wieder in Ordnung. — Sollte Deine Stiefschwester noch bedenklich krank sein, so verlange ich nicht, daß Du augenblicklich fortgehst, aber sobald Du über ihren Zustand beruhigt bist, wirst Du es thun und wirst bis dahin streng vermeiden, Dich mit einem Gliede der Kunstreitersippe öffentlich sehen zu lassen. Antworte umgehend, wann Du zurück zu kommen gedenkst, und sei herzlich gegrüßt von Deinem Dich liebenden Großvater

Johann, Freiherr von Dönninghausen."

Diesen Brief legte der alte Herr zur Weiterbeförderung in Otto's Hände.

„Ich habe dem dummen Dinge unverblümt meinen Willen zu wissen gethan," sagte er; „das Pariren magst Du ihr nun durch allerhand Süßigkeiten erleichtern. Brauchst nicht verlegen zu werden, ich will nicht lesen,

was Du geschrieben hast; Liebesbriefe sind nur für den genießbar, dem sie gelten."

Ob er Otto's Zeilen wohl für einen Liebesbrief gehalten hätte?

Otto schrieb:

„Deine übereilte Abreise, liebe Johanna, hat Alles noch mehr verwirrt, als es leider schon war. Hättest Du mir eine Unterredung gewährt, Du hättest mir verziehen, ich weiß es, und das schöne Verhältniß zwischen Dir und Großpapa wäre durch keinen Mißklang gestört! — Aber es kommt mir nicht zu, Dir Vorwürfe zu machen; ich bitte vielmehr — bitte, so dringend ich kann — mich aus der falschen Stellung zu erlösen, die Du mir Großpapa gegenüber aufgezwungen hast. Ein Wort, daß Du mir verzeihst, daß Du zurückkehren willst, und Alles ist gut! — Denke an unsere glücklichen Stunden, an die schöne Zukunft, die vor uns liegt, und glaube an die Reue und Liebe Deines

Otto."

Auch Tante Thekla schrieb einen langen, von Thränen halb verlöschten Brief, in dem sie Alles wiederholte, was sie den Tag zuvor mündlich gesagt hatte, und dann wurde die Sendung abgeschickt, und der Freiherr berechnete voll Zuversicht, wann die umgehend verlangte Antwort eintreffen könnte.

Aber erst acht Tage später kam ein Brief von Johanna an den Großvater mit einer Einlage für Tante Thekla; für Otto nicht eine Zeile.

Dem Freiherrn hatte Johanna geschrieben:

„Lieber Großvater! Seit Dein Brief in meinen Händen ist, habe ich Tag und Nacht in schwerer Sorge am Krankenbette meiner Schwester zugebracht. Sie hat ein Nervenfieber, das anfangs hitzig auftrat, nach und nach aber einen schleichenden Charakter annimmt, so daß ich äußerlich mehr zur Ruhe komme. Aber nur äußerlich, denn seit die Angst um Lisbeth leichter geworden ist, habe ich um so mehr mit mir selbst zu ringen gehabt, und wenn ich endlich zu einem Entschluß gekommen bin, so ist damit noch immer kein Sieg gewonnen, und mein Herz zittert, wie meine Hand, indem ich hier niederschreibe, daß ich nicht nach Dönninghausen zurückkommen kann. Ist Otto im Stande, mir die Alternative zu stellen, mich entweder von Euch oder meinem Vater loszusagen — denn des Vaters Andenken ist's, das für mich in seinen Hinterlassenen fortlebt —, so haben wir uns nie verstanden, nie geliebt, und ich muß ihm sein Wort zurückgeben. Daß ich durch die Trennung von ihm auch Dich und Tante Thekla und die Herzensheimat verliere, die Ihr mir gegeben habt, ist das Schwerste, was mich treffen konnte, aber ich muß es auf mich nehmen. — Lebe wohl, geliebter Großvater!

Verzeihe mir, halte mich nicht für undankbar und glaube — trotz Allem, was dagegen zu sprechen scheint — an die unwandelbare Liebe und Verehrung Deiner Enkelin

Johanna."

Der Freiherr hatte den Brief längst zu Ende gelesen und noch immer starrte er die unsicheren Schriftzüge an, in denen Johanna's feste, klare Hand kaum zu erkennen war. Das hatte er nicht erwartet, nicht für möglich gehalten. Aber wenn sie im Stande war, Dönninghausen aufzugeben, ohne auch nur zu fragen, ob sich kein Ausweg finden ließ, wollte auch er unbeirrt auf seinem Rechte bestehen.

„Lies!" sagte er endlich mit hartem, heiserem Tone, indem er seiner Schwester das Briefblatt reichte. „Du wirst Otto mittheilen, wie die Sachen stehen, — ich mag von der Thörin nicht mehr sprechen."

Achtes Kapitel.

Johanna hatte geglaubt, mit dem Losreißen von Tönninghausen das Schwerste überstanden zu haben, und wirklich fühlte sie sich in den ersten bangen Tagen und Nächten am Krankenbette der Schwester vorwiegend von der Sorge um das Kind in Anspruch genommen. Die Kleine lag in Fieberphantasieen, fürchtete sich vor einem schwarzen Pferdchen, erklärte zitternd und weinend, sie wolle nie wieder tanzen, nie wieder im Circus auftreten, und Helene gestand unter Thränen daß Lisbeth's Krankheit Folge eines Falles sei, den sie während einer Probe gethan.

Johanna's Gegenwart schien die Angst des Kindes zu beschwichtigen, und sich selbst vergessend, war sie immer an seiner Seite; dann aber kam die Briefsendung aus der verlassenen Heimat und riß sie in die alten Kämpfe und Schmerzen zurück.

Unwillkürlich hatte sie zuerst nach Otto's Brief gegriffen — noch hatte ihr Herz nicht verlernt, beim Anblick dieser Handschrift höher zu schlagen: aber je weiter sie las, um so kälter fühlte sie sich durchschauert,

und als sie zu Ende gekommen war, legte sie das Blatt mit einer Empfindung des Ekels beiseite. Es gab ihr einen neuen Beweis von Otto's Feigheit und Verlogenheit. — Und damit wollte er sie wieder gewinnen! Kannte er sie so wenig? Hatte er so vollständig das Gefühl eigener Würde verloren? — Ein aufrichtiges Wort, und Alles hätte gut werden können! — Ohne Magelone preiszugeben, konnte er dem Großvater sagen: ich habe mich gegen Johanna vergangen; in Verzweiflung darüber ist sie abgereist; — verzeih' mir, wenn sie verzeiht. Hatte sie darauf gehofft? Diese Lösung auch nur einen Augenblick für möglich gehalten? — Nein, ach nein! — Hatte sie ihm doch geschrieben und Tante Thekla wieder und wieder gesagt und mit jedem Herzschlag empfunden, daß zwischen ihm und ihr Alles zu Ende war.

Das mußte sie jetzt auch dem Großvater schreiben. Otto hatte ihren Wink, das Verhältniß zu den Ihrigen als Grund des Bruches anzugeben, geschickt benützt, die halbe Arbeit war gethan, warum zauderte sie, das letzte Wort zu sagen?

Anfangs hatte sie eine Erklärung dafür in den Anstrengungen der Krankenpflege gefunden, die ihr beinahe ganz überlassen blieb. Aber als das Kind auf ihre dringenden Vorstellungen aus der ersten Etage des geräuschvollen Hotels, in dem sich Batti einquartiert hatte, in ein stilles Hinterzimmer der

dritten Etage gebracht war und dort von Tag zu Tag ruhiger wurde, konnte sie sich nicht länger mit dieser Ausflucht täuschen.

Und wie Jeder, dem es ernstlich darum zu thun ist, fand auch sie „das bittere Wort der freimachenden Wahrheit“. Unbarmherzig machte sie sich klar, daß es Otto bei seinem kühlen Versöhnungsversuche hauptsächlich auf die Erhaltung eines leidlichen Verhältnisses zwischen ihm und dem Großvater abgesehen hatte, und daß sie — wie er nun einmal war — mehr zu seinem Glücke beitrug, wenn sie um seinetwillen aus Dönninghausen verschwand, als wenn sie eine Verständigung anzubahnen suchte, und sie beschloß, das Opfer zu bringen. Lieben wollte und durfte sie ihn nicht mehr, redete sich auch ein, es nicht mehr zu thun — aber die Folgen eines Vergehens auf sich nehmen, das durfte sie, ohne sich selbst zu erniedrigen. In dieser Empfindung schrieb sie den Brief an den Großvater.

Als er abgeschickt war, versank sie in eine dumpfe Apathie. Langsam, eintönig schlichen die Stunden an ihr vorüber. Nur selten wurde ihre Einsamkeit unterbrochen. Für die Pflege des Kindes war wenig zu thun; Helene, die in der ersten Zeit von einer Theilung derselben gesprochen hatte, ermattete bald, und Vatti begnügte sich, Morgens anzufragen, wie die Nacht gewesen und wie es heute sei? Wenn er

dann immer wieder die Antwort bekam: „Alles beim Alten!“ und das Kind, das schwer athmend mit halboffenen Augen bewußtlos dalag, eine Weile betrachtet hatte, war er, wie Helene behauptete, so deprimirt, daß er die Hälfte des Tages gebrauchte, um den Eindruck des Krankenbesuchs zu überwinden.

„Wir haben zwei Patienten, liebe Johanna,“ sagte Helene, „und ich glaube fast, daß meine Aufgabe als Carlo's Pflegerin noch schwieriger ist als die Deine. Denke Dir nur, welche Ueberwindung es mich kostet, dem armen Carlo die Sorge meines Mutterherzens zu verbergen, Toilette zu machen, Besuche zu empfangen, spazieren zu fahren und bei den kleinen Soupers zu präsidiren, an die Carlo sowohl sich selbst wie seine Bekannten gewöhnt hat. Mit der Kunstleistung allein ist es nicht gethan, auch in der Gesellschaft muß der Künstler seinen Platz behaupten, und da Batti dazu meiner Hülfe bedarf, kann ich ihn nicht im Stiche lassen.“

Nach solchen Erklärungen küßte sie „ihr liebes, krankes Engelchen“, umarmte Johanna, nannte sie ihren Trost, ihre Stütze und kehrte zu ihrer gewohnten Lebensweise zurück, ohne zu fragen, wie viel Johanna entbehrte.

Johanna selbst kam es nicht zum Bewußtsein, aber der enge Raum, in den sie gebannt war, und die häßliche Kahlheit ihrer Umgebung verstärkten den

Druck, der auf ihrer Seele lastete. Ein niedriges Zimmer, das zehn Schritt durchmessen, die Wände mit einer grellfarbigen Tapete begleitet, im Hintergrunde das Bett der kleinen Kranken, an der Mittelwand ein altes Sopha, das Johanna als Lager diente, ein paar schlechte Tische und Stühle, Vorhänge von zweifelhafter Reinlichkeit an dem kleinen Fenster, das nach einem Seitengäßchen hinausging. — Helene versicherte, daß sie nicht vierundzwanzig Stunden in solcher „Bude" zu existiren vermöchte, aber etwas zu einer behaglicheren Einrichtung zu thun, kam ihr nicht in den Sinn. Wozu besondere Rücksichten nehmen? — Johanna hatte durch das thörichte Aufgeben ihrer Verlobung jeden Halt und Anspruch verloren und mußte froh sein, im Hause des Stiefvaters ein Asyl zu finden. Leider war sie noch immer so hochmüthig wie in früheren Zeiten. Umsonst hatte Helene zu erfahren gesucht, aus welchem Grunde der Bruch mit dem Verlobten erfolgt war. „Ich kann nicht davon sprechen," hatte Johanna immer wieder geantwortet, und dann befahl Batti in seiner heftigen Weise, „das arme Ding" nicht zu quälen. „Mich freut's, daß es so gekommen ist," sagte er; „nun wird sie sich nicht mehr sträuben, auf meine Pläne einzugehen. In Jahr und Tag ist sie die Krone meines Cirkus."

Johanna hatte davon keine Ahnung; Batti bat sie vorläufig nur, sein „Nomadenzelt" als ihre Heimat

anzusehen und ihm die Rechte eines „Quasi-Stiefvaters“ zu gewähren, und sie hatte, was er einfach-herzlich bot, mit Dank angenommen. An die Zukunft dachte sie kaum — noch lastete die Gegenwart mit zu schwerem, lähmendem Druck auf ihrer Seele.

Endlich wurde sie durch einen Brief aus Dönninghausen aufgerüttelt. Die Adresse hatte Tante Thekla geschrieben, das Briefblatt war vom Großvater. Johanna küßte die Schriftzüge, wie sie so oft die welke, kühle Hand des Greises geküßt hatte, und dann las sie und fühlte dabei den bösen Blick seiner mächtigen Augen und hörte das Grollen seiner mühsam gedämpften Stimme. Er schrieb:

„Zwischen meinem Briefe und Deiner Antwort ist so viel Zeit vergangen, daß von einer Uebereilung Deinerseits nicht die Rede sein kann. Was zu erwägen war, wirst Du erwogen haben, und so bedarf es wohl nicht erst meiner ausdrücklichen Erklärung, daß mit der Lösung Deines Verlöbnisses jedes Band zwischen Dir und mir und jedem Gliede meiner Familie auf immer zerrissen ist. Was Dich berechtigt, Otto's Liebe zu Dir in Abrede zu stellen, weiß ich nicht; jedenfalls darfst Du seine Ehrenhaftigkeit nicht bezweifeln. Ein Dönninghausen hält sein Wort, und Otto fühlt sich, wie er mir wiederholt erklärt hat, noch immer gebunden. Auch Dich habe ich für eine echte Tochter meines Hauses gehalten,

aber Du bist nur das Kind Deiner Mutter, der ersten, einzigen Dönninghausen, die jemals vom Wege der Pflicht und Ehre abgewichen ist. — Otto wird Dir schreiben! Gelingt es ihm, Dich zur Einsicht und Umkehr zu bringen, so sollst Du mich jetzt noch zum Verzeihen geneigt finden; aber entschließe Dich bald, sonst ist dies das letzte Wort Deines Großvaters

Johann Freiherr von Dönninghausen."

Das war zu viel! Mit zitternden Händen legte Johanna das Blatt zusammen. Ihre Mutter die stille Dulderin — sie selbst, die wahrlich nie „das Ihre gesucht" hatte, wurden verfehmt, verbannt, und Otto galt für den echten Dönninghausen, der sein Wort hält — und Magelone für eine der Makellosen, die nie vom rechten Wege abgewichen sind! Zorn und Selbstgefühl drängten für einen Augenblick den Schmerz in den Hintergrund. Auch sie wollte abschließen, wie der Großvater gethan — wollte sich selbst den Beweis geben, daß sie seines Blutes war.

Sie trat an's offene Fenster und sah hinaus. Jenseits der Mauer, die das Gäßchen begrenzte, lag ein Garten mit Obstbäumen und Gemüsebeeten. Es regnete; feines Geriesel fiel schleierhaft aus tief niederhängendem Gewölk und füllte die Luft mit einem Getön, das in den Laubkronen drüben zum leisen Rauschen wurde. Ein gemischter Duft von Kräutern, Blumen, Laub und nasser Gartenerde stieg zu ihr

auf, und in diesem Duften, Rieseln, Dämmern löste sich ihr qualvolles Denken nach und nach in milde Träumerei. Aus den Regenschleiern stiegen, erst schattenhaft, dann immer deutlicher, Bilder und Gestalten auf; Vergangenes und Gegenwärtiges, Erlebtes und Geträumtes floß zusammen — als die Lampe gebracht wurde, erwachte Johanna wie aus tiefem Schlaf.

Mit diesem Erwachen stand sie zwar wieder mitten in dem alten Leben: sie fühlte den dumpfen Herzschlag wieder, der ein beständiges Weh war; mit unerbittlicher Klarheit sah sie, was sie verloren hatte; die Sorge um Lisbeth bedrückte sie — und doch war Alles anders! Der Bann, der seit jenem Unglücksmorgen im Walde auf ihr gelastet hatte, war gebrochen, und sie sah über sich hinaus in die ewige Schönheit des Lebens, die von persönlichem Glück und Unglück unabhängig ist.

Wie früher in Dönninghausen versuchte sie auch jetzt die Schattenbilder, die vor ihr auftauchten, schreibend festzuhalten; aber sie that es nicht mehr, wie damals, nur in dem Verlangen, sich die Seele frei zu machen; ein künstlerischer Gestaltungsdrang war in ihr erwacht, des Vaters Erbtheil, sagte sie freudig zu sich selbst, und begann, was ihr die Phantasie wirr und schemenhaft gezeigt, zu gruppiren und zum Ganzen zu ordnen.

Stunde auf Stunde saß sie an dem improvisirten Schreibtische, den sie sich am Fenster der Krankenstube eingerichtet hatte. Für die schöne, geliebte Heimat, die ihr verloren gegangen, war ihr hier eine neue gegeben. Oder war es nicht vielmehr ein Heimkehren, ein Wiedersehen alter Erinnerungsstätten? — Aus Dönninghausen vertrieben, flüchtete sie nach Lindenbad. Die grünen Thäler und Höhen des Thüringer Waldes wurden der Schauplatz ihrer Erzählung, und eine Fülle anmuthiger Nachklänge aus frühen Jugendtagen gaben derselben eine Frische und Heiterkeit, die Johanna selbst erfrischte.

Wochen vergingen; immer leidenschaftlicher vertiefte sich Johanna in ihre Aufgabe. Oft genügten ihr die Tagesstunden nicht, und selbst wenn sie die Lampe verlöscht hatte, fand sie keine Ruhe; die Phantasiegebilde, die sie umdrängten, hielten sie wach, und nur zu oft verzagte sie im Ringen mit der Sprödigkeit des Stoffes, dem Suchen und Tasten, der Unzugänglichkeit des Ausdrucks, der unsicheren Hand dem ungeübten Auge.

Daß ihr Körper bei dieser beständigen Nervenüberreizung litt, war natürlich. Mehrmals hatte der Arzt Helene darauf aufmerksam gemacht, daß ihre Stieftochter der Erholung in frischer Luft bedürfe; endlich, als diese Mahnung unbeachtet blieb, wendete er sich an Batti und sagte ihm, daß sie — wenn

für Johanna's Gesundheit nichts geschähe — nächstens zwei Nervenfieberkranke im Hause haben würden.

Batti stürzte in das Zimmer seiner Frau.

„Helene, warum hast Du nicht für Johanna gesorgt!“ schrie er sie an. „Das Nervenfieber wird sie bekommen, wird sterben durch unsere Schuld — verdammt will ich sein, wenn ich uns das je vergebe! Komm', komm', wir müssen sie um Verzeihung bitten!“

Mit diesen Worten stürmte er fort. Helene folgte und fand ihn mitten im Zimmer vor der verwunderten Johanna stehend, deren Hände er zwischen seinen beiden Händen hielt, während er sie mit Bitten, Vorschlägen und Selbstanklagen überschüttete. Fortan sollte Helene die Hälfte der Krankenpflege auf sich nehmen; Johanna sollte sich erfrischen, zerstreuen, in den Cirkus gehen, Bekanntschaften machen. Das Ende vom Liede war, daß er sie aufforderte, sich augenblicklich zum Ausreiten anzukleiden, er würde sie begleiten und sie sollte seine Miß Jane probiren, ein Pferd, das wie für sie gemacht wäre.

Anfangs fühlte sie sich etwas beklommen; Batti war nicht nur in der Welt des Sport eine bekannte Persönlichkeit — das Grüßen von Reitenden und Fahrenden nahm kein Ende — auch im Volke erfreute er sich großer Beliebtheit. „Der Batti! der Batti!“ schrieen die Straßenjungen hinter ihm her, und er warf kleine Münzen unter die Schaar und lachte

über die Raufereien, die darum ausbrachen. Endlich aber lagen Straßen und Promenaden hinter ihnen und fort ging's die Chaussee entlang im Trabe, im Galopp. Miß Jane, eine zierliche Fuchsstute, flog mit Batti's Rappen um die Wette; nach langen Regentagen lagen Felder und Wälder wieder einmal im Sonnenschein; die Luft war frisch und warm zugleich; das langentbehrte Aufathmen in freier Luft war für Johanna wie ein Ausathmen der Herzenslast. Durchglüht und erquickt kam sie nach Hause.

„Donnerwetter, wie Sie aussehen!" rief Batti, als er ihr vom Pferde half. „Bitte, werfen sie gleich 'mal einen Blick in den Spiegel und dann leugnen Sie noch, daß Sie zur Reiterin geboren sind."

Dieser Ausspruch, hundertfältig variirt, wurde der Hauptinhalt aller Gespräche Carlo Batti's mit Johanna, und sie kam jetzt weit öfter mit ihm zusammen als bisher. Lisbeth's Zustand nahm plötzlich eine günstige Wendung; sie kam zum Bewußtsein, das Fieber verschwand, Schlaf und Appetit stellten sich ein; bald begann sie das Bett auf Stunden zu verlassen. Batti verlangte mit einer Entschiedenheit, die keinen Widerspruch zuließ, daß sich Johanna für ihre lange Klausur entschädige, und als Helene erklärte, daß es unpassend sein würde, wenn die Stieftochter ohne sie im Circus, an der Wirthstafel und bei Batti's kleinen Soupers erschiene, gestattete er, daß für diese

Zeit das Kammermädchen am Krankenbette blieb. Johanna sollte so bald als möglich an dem Leben, für das Batti sie bestimmt hatte, Gefallen finden.

Der Cirkus machte ihr auch wirklich Freude. Die herrlichen Thiere, die gediegene Pracht der Kostüme, Batti's Leistungen im Dressiren und Vorführen der Pferde, zwei schöne blonde Schwestern, die ihre Kunst mit heiterem Uebermuth ausübten, das zahlreiche, vortrefflich geschulte Personal, strahlende Beleuchtung, rauschende Musik, ein glänzendes, lebhaft Beifall spendendes Publikum — das Alles vereinigte sich zu einem festlichen Eindruck, der Johanna angenehm erregte.

Sehr unbehaglich dagegen fühlte sie sich in dem Kreise, der sich an einem der nächsten Abende zum Souper zusammenfand. Es waren nur Männer, die theils der Aristokratie, theils der Literatur angehörten. Der Ton, in dem sie mit Batti verkehrten, schwankte zwischen Herablassung und rüder Vertraulichkeit; als er, vom Trinken angeregt, zu renommiren anfing, zogen sie ihn auf, ohne daß er es bemerkte. Helene wurde von ihnen mit geschmacklosen Schmeicheleien überschüttet, denen sie mit unersättlicher Koketterie entgegenkam.

Johanna, die ein junger, schweigsamer Lieutenant zu Tisch geführt hatte, beobachtete ebenfalls schweigend. Der zweite Platz neben ihr war leer

geblieben; endlich erschien ein junger Mann, der, von Batti mit Vorwürfen begrüßt, dringende Arbeit für seine Zeitung als Entschuldigung seines späten Kommens anführte. Batti wies ihm den Platz neben Johanna an und sie erfuhr, daß er Doktor Edgar Stein hieß.

„Also endlich, mein gnädiges Fräulein!“ sagte er. „Da Sie unsichtbar blieben, indeß Freund Batti nicht müde wurde, die bewunderungswürdigsten Dinge von Ihnen zu berichten, fing ich an, Sie für ein mythisches Wesen zu halten, ‚umspielt von holden Sagen‘.“

Johanna neigte stumm den Kopf; das rothe Puppengesicht mit den hellen, unverschämten Augen und dem spöttischen Lächeln war ihr unangenehm.

Helene, die den Beiden gegenüber saß, lachte gezwungen.

„Was hat denn Batti gesagt?“ fragte sie. „Das müssen wir doch wissen, liebe Johanna.“

„Er schildert das gnädige Fräulein halb als eine der tollkühn reitenden Wodanstöchter, halb als heilige Elisabeth, ‚die Traurigen tröstend, die Kranken heilend‘ und so weiter; halb als vornehme Dame, halb als Künstlerin — dem Aeußeren nach glaube ich Alles!“ Darauf verbeugte sich Doktor Stein und lächelte wie voll Hohn über seine eigenen Worte.

„Johanna, Du kannst stolz sein!" rief Helene. „Doktor Stein ist sonst gegen Damen ganz was sein Name sagt."

„Doch nicht Ihnen gegenüber, schönste Frau!" antwortete er. „Sie haben mich armen, blassen Mond nur nicht bemerkt im Kranz der Sterne, die Ihre sonnenhafte Majestät umkreisen."

Dabei schien sein Blick alle Anwesenden zu verspotten. Helene lächelte befriedigt; Johanna fühlte sich mehr und mehr abgestoßen, und obwohl der junge Mann, von stark entwickeltem Selbstgefühl beschirmt, einen solchen Eindruck seiner Persönlichkeit nie für möglich gehalten hätte, war ihm doch klar, daß er nicht die beabsichtigte Wirkung auf Johanna hervorgebracht, und er war nicht der Mann dazu, das zu verzeihen.

Die Unterhaltung wurde immer lauter und rücksichtsloser. Auch im Hause des Vaters war das häufig geschehen, aber nie hatte sich Johanna davon beängstigt gefühlt. Dort hielt die edle Persönlichkeit des Gastgebers Uebermuth und Frivolität in gewissen Schranken — wer war hier dazu im Stande? — Endlich ertrug sie es nicht mehr; während ein Toast die Gäste der Tafelrunde in Anspruch nahm, gelang es ihr, sich unbemerkt zu entfernen, und am folgenden Morgen erklärte sie, daß sie Lisbeth so spät Abends nicht wieder verlassen dürfe. Das Kind

hatte die Abwesenheit der lieben, gewohnten Pflegerin bemerkt, bitterlich darüber geweint und auch nach Johanna's Rückkehr lange keine Ruhe gefunden. Batti mußte sich fortan mit dem täglichen Morgenritt begnügen, den der Arzt Johanna zur Pflicht gemacht, und den sie selbst ungern entbehrt hätte.

Von Dönninghausen hatte sie nichts wieder gehört, obwohl sie Tante Thekla um Nachricht gebeten. Nur ein paar große Koffer, die ihre sämmtliche Habe enthielten, waren gekommen. Stück für Stück hatte sie ausgepackt, in der Hoffnung, irgendwo einen schriftlichen Gruß zu finden. Umsonst! Nur ein Ring, den die alte Dame immer getragen, war Johanna's kleinen Schmucksachen beigefügt. Sicherlich hatte der Großvater, wie sein Brief vorausgesagt, den Verkehr mit ihr verboten.

Um so größer war daher die Ueberraschung, als ihr eines Tages ein Herr gemeldet wurde, dessen Karte unter dem Namen: Doktor Urban Wolf die mit Bleistift geschriebenen Worte enthielt: „bringt Botschaft aus Dönninghausen“.

Einen Augenblick schwankte sie, aber das Verlangen, von den Ihrigen zu hören, behielt den Sieg. Da sie Lisbeth nicht verlassen konnte, stellte sie den Wandschirm dicht um das Bett des schlafenden Kindes und befahl, den Fremden herein zu führen.

„Verzeihen Sie, daß ich so ohne Weiteres hier eindringe," sagte er. „Ich hätte mich Ihnen durch Batti vorstellen lassen können — aber es lag mir daran, Sie allein zu sprechen."

Johanna fühlte sich eigen berührt; das weiche tiefe Organ des Fremden erinnerte sie an einige Töne ihres Vaters. Das war übrigens die einzige Aehnlichkeit; Doktor Wolf's Gestalt war klein und dürftig, sein feines, blasses Gesicht von entschieden jüdischem Typus.

„Setzen Sie sich," bat sie, einen Stuhl neben dem Sopha bezeichnend, und mit stockendem Athem fügte sie hinzu: „Sie bringen Nachricht von den Meinigen — waren sie in Dönninghausen?"

„Das nicht," antwortete er, ohne sie anzusehen. „Mein Vater, der Antiquitätenhändler Löbel Wolf, hat Ihnen im Auftrage des Freiherrn einen Vorschlag zu machen, den ich Ihnen an seiner Statt mittheilen soll."

Er verstummte, als ob er eine Ermuthigung erwarte; aber Johanna wußte ihm nichts zu sagen. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Ich fürchte, daß ich Dinge berühren muß, die Ihnen peinlich sind ... Es handelt sich um den Besitz eines Familienschmuckes, ein Erbtheil Ihrer Frau Mutter ..."

„Ich mache keinen Anspruch daran!“ fiel Johanna mit bebender Stimme ein. War es möglich, daß der Großvater sie für habsüchtig hielt!

„Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich meinen Auftrag beendige,“ bat der junge Mann und sein Ton und seine Miene verriethen, wie peinlich er ihm war. „Der Freiherr wünscht den Schmuck in der Familie Dönninghausen zu behalten, könnte das aber nur, da der Schmuck Ihr unbestreitbares Eigenthum ist, wenn Sie sich dazu verständen, sich den Werth desselben auszahlen zu lassen. Mein Vater hat den Schmuck taxirt ... Hier ist seine schriftliche Erklärung darüber ...“

Er wollte Johanna ein zusammengefaltetes Blatt überreichen; sie wies es zurück.

„Nein, nein, davon kann nicht die Rede sein!“ rief sie. „Das Wort Familienschmuck sagt zur Genüge, daß ich keinen Anspruch machen kann. Und wenn ich's könnte ... Familienkleinode verkauft man nicht ... auch ich nicht, wiewohl ich keine Familie habe!“

Sie stand auf und ging an's Fenster; der Fremde sollte ihre Thränen nicht sehen.

Auch Doktor Wolf erhob sich.

„Mein Fräulein,“ sagte er nach einer Pause, „ich habe noch einen zweiten Auftrag. Das alte Freifräulein hat meinen Vater kommen lassen, hat

ihn gebeten, selbst nach Hannover zu fahren, um mit Ihnen zu verhandeln, Ihnen die herzlichsten Grüße der alten Dame zu bringen und ihr dann Bescheid zu sagen, wie es Ihnen geht. Mein Vater konnte jetzt nicht kommen ... Was darf ich ihm schreiben?"

„Daß es mir gut geht," sagte sie.

„Gut!" wiederholte der junge Mann. „Verzeihung, mein Fräulein, das glaube ich nicht."

Johanna wendete sich nach ihm um.

„Herr Doktor!" sagte sie mit leise anklingendem Vorwurf.

„Verzeihen Sie!" wiederholte er und sah ihr mit einem tiefen, traurigen Blick in die Augen. „Ich habe Sie kaum gesehen, und doch weiß ich, daß Sie hier nicht in passender Umgebung sind. Wie lange werden Sie das aushalten? — Jetzt können Sie's, weil Sie sich nothwendig fühlen, aber was wollen Sie beginnen, wenn das aufhört?"

Johanna wurde dunkelroth.

„Herr Doktor, diese Fragen ..." fing sie an.

„Erscheinen Ihnen in meinem Munde durchaus ungehörig," ergänzte er, und mit seinem sanften, eindringlichen Tone fuhr er fort: „Ich wußte, daß ich Dinge berühren würde, die Ihnen peinlich sind, aber das Beste ist doch, gleich zu sagen, wie die Dinge stehen. Das alte Freifräulein hat meinem Vater anvertraut, daß der Vorschlag des Schmuckverkaufs nur

ein Vorwand ist. Der Freiherr hat sich von Ihnen losgesagt, aber er erträgt es nicht, Sie mittellos allen Wechselfällen des Lebens preisgegeben zu sehen. Sein Stolz erlaubt ihm nicht, Ihnen offen die stützende Hand zu bieten, und doch fühlt er sich verpflichtet, Sie zu stützen — kommen Sie ihm entgegen."

„Unmöglich!" sagte Johanna nach einer Pause.

Auch er schwieg eine Weile.

„Lassen Sie das nicht Ihr letztes Wort sein," bat er dann. „Denken Sie nach... Bedenken Sie, wie lang und schwer das Leben war, das Ihren Herrn Großvater so hart gemacht hat. Seien Sie um so milder! — Wir haben dafür zu büßen, wenn wir das nicht zur rechten Zeit zu sein vermögen." Er strich das lange Haar von der Stirn und fügte, wie sich besinnend, hinzu: „Nochmals Verzeihung für meine ungehörige Sprache! Sie ahnen nicht... Ich kann Ihnen später vielleicht erklären... Es ist eine gewisse Leidensverwandtschaft zwischen uns. Den Bescheid für den Freiherrn hole ich mir in den nächsten Tagen."

Und ohne Johanna's Antwort abzuwarten, verbeugte er sich und ging.

Neuntes Kapitel.

In tiefer Erregung blieb Johanna zurück. Die ganze Bitterkeit ihrer Trennung von Dönninghausen wurde ihr wieder fühlbar, und die Sorge um ihre Zukunft, die seit einiger Zeit hin und wieder in ihr aufgetaucht war, trat plötzlich beängstigend an sie heran. Der junge Mann hatte Recht, nur so lange sie für Lisbeth nöthig war, konnte sie im Hause der Stiefmutter bleiben, und was dann?

In guten Stunden, wenn sie mit dem Gefühl des Gelingens am Schreibtisch saß, war die Hoffnung in ihr erwacht, sich durch schriftstellerische Arbeiten unabhängig machen zu können. Zu andern Zeiten hatte sie wieder gezweifelt — jetzt, da sie die Frage ernster als je erwog, glaubte sie von des Vaters Stimme die entmuthigenden Worte zu hören: „Talentlos wie ihre Mutter". Aber warum trieb sie es denn so unwiderstehlich, die Bilder ihrer Phantasie festzuhalten? und wie hätte sie gerade jetzt in aller Herzensnoth sich bis zum Selbstvergessen in diese

Aufgabe vertiefen können, wenn sie nicht durch ein Erfolg verbürgendes Talent dazu berufen war?

Mit pochenden Schläfen stand sie am Fenster und sah in die Dämmerung hinaus. Drüben im Garten auf der Spitze des alten Birnbaumes sang eine Amsel. O, diese Stimme! — Die qualvollste Stunde ihres Lebens stand Johanna vor Augen, so oft sie diesen Jubellaut hörte. Berufen! — Hatte sie nicht auch geglaubt, zum Glück der Liebe berufen zu sein? — Nicht umsonst sagt die Schrift: „Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt."

Der Abend und ein großer Theil der Nacht verging für Johanna in diesem Aufundabwogen der Gedanken; mit müdem Kopf und schwerem Herzen begann sie den neuen Tag. Um so frischer war Batti, als sie ihren Morgenritt machten; lauter als je schrie und lachte er in die Welt hinaus. Plötzlich brach er ab und sagte, indem er sein Pferd dicht an Johanna heranlenkte:

„Ich langweile Sie mit meinem Unsinn, aber heute müssen Sie mir 'was zu Gute halten. Ich habe einen Brief bekommen, der mich aus Rand und Band bringt ... Wenn nicht der Teufel seinen Schwanz darüber legt, geht's diesen Herbst nach Petersburg."

Johanna erschrak; wie sollte Lisbeth die weite Reise ertragen und die Härte des russischen Winters?

„Helene weiß es noch nicht, soll auch nichts wissen, bis Alles klipp und klar ist," fuhr Batti fort; „sie macht mir zu viel Trödel. Aber Ihnen wollte ich gleich Bescheid sagen, weil wir keine Zeit mehr verlieren dürfen. Lieber heute als morgen muß es an die Arbeit gehen ... Petersburg ist der beste Ort der Welt für Ihr Debüt."

„Mein Debüt!" rief Johanna erstaunt.

„Bitte, keine Fisematenten machen!" fiel Batti ein. „Wir wollen doch nicht miteinander Komödie spielen? Ich brauche Sie — Sie brauchen mich, das wollen wir doch nur gleich zugestehen. Ihre Art zu sein — so etwas von oben herunter, vornehm-kühl möchte ich's nennen — wird den Herren in Petersburg 'was aufzurathen geben. Wie eine Königin werden Sie erscheinen neben meinen beiden lachenden, kokettirenden Blondinen. Dazu haben Sie Talent, Feuer, Energie und präsentiren sich auf dem Pferde besser, als irgend sonst. Sie haben keinen Familienanhang — sind auch ohne Kunstreiterei in Bann und Acht gethan — bequemer können Sie's gar nicht wünschen. Nun seien Sie aber auch gescheidt, besinnen Sie sich nicht länger, das Pferd zu besteigen, das Ihnen meine ehrliche Hand gesattelt und gezäumt vorführt, und dann hussah, halloh! in die glänzende Zukunft hinein, die ich Ihnen biete. Was zum Kukuk soll das Zaudern? Einen besseren Lehrmeister als mich

finden Sie nie und bessere Chancen als in meinem Cirkus auch nicht . . . Möchte wissen, was Sie dagegen vorbringen können?"

„Nichts!" antwortete Johanna; „ich weiß auch, daß Sie die besten Absichten für mich haben und danke Ihnen herzlich dafür, aber — es geht nicht!"

Batti lachte.

„Merkwürdig, daß sich alle Frauenzimmer so gern zieren!" rief er. „Lassen Sie's gut sein — Ihnen steht es nicht."

„Es ist keine Ziererei," antwortete Johanna. „Fragen Sie Helene, was aus mir wird, wenn ich etwas darstellen soll. Wie gelähmt stehe ich da . . ."

„Das überwindet sich!" fiel Batti ein.

„Schwerlich! Wenn ich mir nur denke, wie alle die fremden Augen in mich hineinbohren" sagte Johanna mit leisem Schauder. „Aber lassen Sie mich aufrichtig sein: selbst wenn ich meine Scheu überwinden könnte, würde ich aus Rücksicht für meinen Großvater Ihren Vorschlag zurückweisen."

„Oho!" rief Batti und sein Gesicht röthete sich vor Zorn; „meine Kunst ist so ehrenwerth wie jede andere . . ."

„Gewiß!" fiel Johanna beschwichtigend ein; „aber wir haben es mit den unbesiegbaren Vorurtheilen eines alten Mannes zu thun. Wie Sie wissen, hat

er auch die Heirath meiner Mutter nie überwunden, nie verziehen."

„Und auf den alten Esel wollen Sie Rücksicht nehmen?" schrie Batti.

„Ich verehre und liebe meinen Großvater," sagte Johanna.

Batti schwieg eine Weile, dann schüttelte er lachend den Kopf.

„Donner, Halloh! Da war die Prinzessin wieder!" sagte er. „Bleiben Sie dabei — macht sich famos ... Ihre sogenannte Rücksicht ist und bleibt zwar der reine Blödsinn, doch Sie sollen auch darin ihren Willen haben. Hätte gerne den Namen Ihres Vaters auf meinem Zettel gesehen — na! wenn's nicht sein kann, findet sich auch ein anderer, auch ein anderes Vaterland. Mademoiselle Soundso, Miß Dieunddie ... Läßt sich Alles machen! — Bin ich doch auch nicht als Carlo Batti im Kirchenbuche eingetragen. Heinrich Rauchspatz heiße ich, ebenso wie mein Vater, der in einer kleinen Stadt im Lande Hadeln einen Kramladen besitzt. Der gute, alte Rauchspatz hatte ebenfalls seine Vorurtheile, meinte, ein Kunstreiter seines Namens könnte dem Ansehen seiner Firma Abbruch thun. Ein Lamento gab's zum Steinerweichen! Zur Umkehr, das heißt zum Abwägen von Syrup und Schnupftabak konnte ich mich freilich nicht bequemen, so schlossen wir denn einen Vergleich; er ließ

mich laufen; ich verwandelte mich in Carlo Batti, und ich glaube, daß ich dem Namen Ehre gemacht habe. Und nun besinnen Sie sich, wie Sie heißen wollen, und machen Sie's ebenso."

„Ich kann es nicht! Glauben Sie mir, ich kann es nicht!" antworte Johanna. „Haben Sie nochmals herzlichen Dank, aber lassen Sie uns nicht weiter davon sprechen, ich bitte Sie! Es quält mich und kann zu nichts führen."

Eine Weile ritten sie schweigend neben einander fort, dann sagte Batti:

„Fräulein Johanna, nur noch Eins. Haben Sie auch bedacht, daß Ihnen, wenn Sie auf meine Vorschläge eingehen, in kurzer Zeit eine glänzende Zukunft und eine glänzende Einnahme gewiß ist? — Sie stehen vis-à-vis de rien!"

Johanna erröthete. Dieselbe Mahnung in nicht ganz vierundzwanzig Stunden.

„Vielleicht bin ich nicht ganz so hilflos, wie Sie meinen," gab sie mit bebender Stimme zur Antwort; „ich hoffe ein anderes Talent zu besitzen, das freilich auch erst ausgebildet werden muß. Ich habe — Sie sind der Erste, dem ich es sagte — ich habe zu schriftstellern versucht."

Carlo Batti stieß einen langen leisen Pfiff aus.

„Kurioser Geschmack!" sagte er dann, auf einer Schnecke reiten wollen, wenn man ein Rennpferd

haben könnte! Aber freilich, jedes Thierchen hat sein Manierchen. — Sollten Sie sich übrigens noch anders besinnen, so wissen Sie mich zu finden. Ich bin immer für Sie da."

„Wie gut Sie sind!" rief Johanna. „Nochmals Dank und seien Sie mir nicht böse! — Bitte, sagen Sie, daß Sie es nicht sind."

Mit diesen Worten streckte sie die Hand zu ihm hinüber; er nahm sie mit festem Druck.

„Böse, nein!" antwortete er; „aber daß es mich wurmt, will ich nicht leugnen. Lassen Sie uns nicht weiter davon sprechen — wir haben unsern Galopp noch nicht gehabt."

Und fort jagten sie, die Herrenhauser Allee entlang.

Der Mißmuth Batti's war jedoch zu tief, um durch den Ritt zerstreut zu werden; je länger er über Johanna's Weigerung nachdachte, um so mehr verdroß sie ihn, und als er, wie fast täglich, zum Frühstück in der Weinstube mit Doktor Edgar Stein zusammentraf, fragte dieser sogleich, was seinem „theuren Freunde" widerfahren sei.

„Geärgert habe ich mich, mag aber nicht darüber sprechen!" schrie Batti, als ob er alle Anwesenden davon unterrichten wollte.

„So lassen Sie uns frühstücken," sagte Doktor Stein; „ein Glas Wein spült die Grillen fort."

„Grillen! Wer sagt Ihnen denn, daß es Grillen sind?“ schrie Batti wieder, indem er sich setzte, und ehe der bestellte Wein gebracht wurde, wußte Doktor Stein, daß Batti's oft besprochene Pläne in Bezug auf Johanna gescheitert waren.

„Sie haben wohl nicht genug geboten?“ fragte der junge Mann.

„So weit hat Sie's gar nicht kommen lassen,“ antwortete Batti. „Nein, die Geldfrage spielt bei Der keine Rolle, die vornehme Verwandtschaft ist's, die ihr im Kragen liegt. Während die hochnäsige Sippe von ihr nichts wissen will, ist Rücksicht und wieder Rücksicht die einzige Antwort, die ich bekommen habe... Zum Tollwerden ist's!“

Doktor Stein sah sinnend vor sich nieder.

„Was geben Sie mir, wenn ich das Vögelchen zahm mache?“ fragte er endlich.

Batti zuckte die Achseln.

„Wenn das Jemand könnte, hätt' ich's gethan!“ antwortete er; „ich habe denn doch wohl mehr Einfluß als Sie.“

„Wetten wir!“ rief der junge Mann. „Zwanzig Flaschen Sekt, wenn ich Dame Hochmuth in den Cirkus treibe.“

Batti sah ihn mißtrauisch an.

„Was haben Sie vor?“ fragte er.

„Mein Geheimniß," antwortete Doktor Stein mit hämischem Lächeln. „Zwanzig Flaschen Sekt ... Ja oder Nein?"

„Topp!" rief Batti, indem er in die gebotene Hand einschlug. Anfangs war ihm bei dem Handel nicht ganz geheuer, aber es lag nicht in seiner Natur, sich lange mit Bedenklichkeiten zu quälen. Wenn Doktor Stein gewann, hatte Johanna selbst den größten Gewinn dabei, wenn er verlor, stand Alles so wie heute. Mit den Bedenklichkeiten verschwand auch Batti's üble Laune; als er wieder mit Johanna zusammentraf, konnte er nicht nur freundlich wie sonst mit ihr verkehren, er gewann es sogar über sich, auf seine Pläne für sie nicht mit einem Worte zurückzukommen. Erleichtert wurde ihm diese Selbstbeherrschung durch einen Landregen, der den üblichen Morgenritt für mehrere Tage unmöglich machte.

Um so mehr Muse hatte Johanna, über ihre eigenen Zukunftspläne nachzudenken. Mancherlei Besorgnisse stiegen in ihr auf; sie hatte keinen Begriff von der Verwerthung literarischer Arbeiten, kannte Niemand, der ihr zu rathen und zu helfen vermochte. Daß Ludwig Werner, der es vielleicht gekonnt hätte, ihren Wünschen zustimmen würde, durfte sie kaum erwarten, und überdies war er durch Länder und Meere von ihr getrennt.

In allen Sorgen und Zweifeln schrieb sie eifrig weiter. Ihre kraftvolle Natur sträubte sich gegen den Druck, der auf ihr lastete; Schmerzen und Kümmernisse schienen ihre Arbeitskraft zu verdoppeln, und als sich abermals Doktor Wolf bei ihr melden ließ, war ihre erste Erzählung eben vollendet.

Der blasse Mann mit den stillen, traurigen Augen war ihr so sympathisch, daß sie ihm unwillkürlich wie einem Freunde die Hand reichte, und plötzlich fiel ihr ein, daß sie von ihm den Rath erbitten konnte, den sie brauchte. In Dönninghausen schon hatte sie durch Löbel Wolf die Schriftstellerchiffre seines Sohnes erfahren, und es fand sich, daß sie längst die eifrige Leserin seiner Essays und Kritiken gewesen war, aus denen ein feiner, weit und tief blickender Geist zu ihr sprach. Wenn sein Urtheil über ihre schriftstellerischen Versuche ermuthigend ausfiel, konnte sie vertrauensvoll weiter gehen.

So sagte sie ihm denn, daß sie, aus ihren bisherigen Verhältnissen herausgerissen, fortan auf ihre Arbeit angewiesen sei, und erzählte ihm, wie sie schon vor der Katastrophe zu schreiben begonnen; plötzlich konnte sie nicht weiter sprechen.

Er kam ihr zu Hülfe.

„Wenn Sie glauben, daß ich Ihnen nützen kann, befehlen Sie über mich,“ sagte er.

„Ich wollte mir eben ihren Beistand erbitten," antwortete sie mit dankbarem Aufblick. „Wollen Sie meinen Versuch einmal durchlesen? mir ihre Meinung darüber sagen?"

„Gern, Sie sehen aus, als ob Sie Wahrheit vertragen könnten," antwortete der junge Mann, und während Johanna an den Schreibtisch trat, ihr Manuskript zu holen, fügte er hinzu: „Und ihre Antwort für den Freiherrn? Darf ich sagen, daß Sie den Vorschlag annehmen?"

Mit zitternden Händen legte sie ihr Päckchen vor ihn auf den Tisch.

„Ich kann es nicht," sagte sie; „verkennen Sie mich nicht . . . es ist nicht, wie Sie meinen, ein Mangel an Milde, im Gegentheil, ich weiß, daß meine Weigerung Großpapa wohlthun wird."

Doktor Wolf sah sie fragend an.

„Wenn mir der Schmuck gehört, darf ich ihn — der ein Familienkleinod ist — nicht verkaufen; gehört er nicht mir, so widerstrebt mir die Komödie," sagte sie.

„Sie wissen, was den Freiherrn zu dem Vorschlag bestimmt hat," antwortete der junge Mann.

„Warum sagt er nicht, daß er sich um mich sorgt und mir beistehen möchte?" rief Johanna; „Hält er mich seiner Theilnahme nicht mehr werth, so darf ich auch seine Hülfe nicht annehmen."

Doktor Wolf erhob sich.

„Sie haben Recht," sagte er mit sanftem Lächeln, „Sie sind die echte Enkelin des alten Herrn!" Mit diesen Worten nahm er ihr Manuskript und empfahl sich.

Denselben Abend noch bekam sie ein Billet von ihm. Er schrieb:

„Eben habe ich ihre Erzählung ausgelesen und nun drängt es mich, Ihnen ein herzliches ‚Glück auf!' zuzurufen. Trotz der Mängel, die Ihrer Arbeit anhaften — alle Technik will gelernt sein — ist ein großes eigenartiges Talent darin erkennbar; ein seltsames Gemisch von Anmuth und Herbheit. Die Zeichnung ist nicht immer korrekt — da verräth sich der Anfänger — aber die Farbe ist schön, und trotz des Optimismus Ihrer Weltanschauung, die mich wie ein Märchen anmuthet, sind Ihren Menschen und Zuständen Leben und Wahrheit nicht abzusprechen. Ueber Einzelnes mündlich — ich komme, sobald es meine Zeit erlaubt."

Mit dankbarem Aufblick faltete Johanna die Hände über dem Blättchen! „Glück auf!" sagte auch sie durch Thränen lächelnd zu sich selbst.

Zehntes Kapitel.

Das Leben in Dönninghausen war seit Johanna's Entfernung, so wenig es äußerlich verändert schien, ein anderes geworden.

Eifriger als je widmete sich der Freiherr der Bewirthschaftung seiner ausgedehnten Besitzungen, aber die angestrengteste Arbeit half ihm nicht weg über das Gefühl der Leere und Einsamkeit. Ob er ausritt oder sich in Rechnungen versenkte, am Familientische saß oder in seinem Arbeitszimmer, überall fehlten ihm die aufmerksamen Augen der Enkelin, ihr Verständniß für sein Wesen, ihre Thatkraft, ihr frisches Erfassen des Lebens. Trotz mehr als siebenzigjähriger Gewöhnung stand ihm seine Schwester kaum so nah wie dies junge Geschöpf. Auf die sanfte, gefügige Thekla hatte er immer herabgesehen, während er in Johanna, trotz aller Ehrerbietung, die sie ihm erwies, ein ebenbürtiges Wesen erkannte. Aber weil sie das war, und weil er fühlte, daß sie bei ihm eine Heimat gefunden hatte, empörte ihn der Abfall, wie er es nannte, um so mehr, und da er den Gedanken

nicht wehren konnte, sich immer wieder mit ihr zu beschäftigen, wachte er um so sorgfältiger darüber, diese Schwäche auch nicht mit einem Worte zu verrathen.

Magelone war längst nach Tönninghausen zurückgekehrt, anmuthig und launenhaft wie immer, und doch eine Andere, wie Tante Thekla zu bemerken glaubte; mehr erzwungen lustig als wirklich froh; schwerer bedrückt von der Einförmigkeit ihrer Lebensweise, obwohl sie nicht so oft und laut darüber klagte wie sonst. Daß Otto der Tante eine umfassende Beichte abgelegt hatte, wußte sie nicht, und die alte Dame scheute sich, es ihr zu sagen, obwohl sie zuweilen auf den Gedanken kam, Magelone würde leichter zu Muth werden, wenn sie sich ausklagen könnte. Sie mußte sich ja unglücklich fühlen, war doch alles Unheil der letzten Zeit zum großen Theil ihre Schuld. Weil sie das erkannte und bereute, war wohl ihr Benehmen gegen Otto so sonderbar, bald eisig kalt, bald herausfordernd spöttisch.

Otto war in Tannhagen geblieben und bewirthschaftete das kleine Gut. Er kam selten herüber und vermied so viel als möglich mit einem der Familienglieder allein zu sein. Um ihn sorgte sich Tante Thekla noch mehr als um Magelone. Das Unbehagen, das in Tönninghausen auf ihm lastete, hielt sie für den Ausdruck seiner Reue und Liebessehnsucht.

Sie sowohl wie der Freiherr waren überzeugt, daß Otto wiederholt an Johanna geschrieben hätte, und wenn er auf die Frage, ob endlich eine Antwort gekommen sei, hastig verneinte und ein anderes Thema anschlug, regte sich im Herzen der alten Dame ein bitteres Gefühl gegen Johanna. Daß sich Otto, indem er dem Großvater seine Schuld verschwieg, täglich auf's Neue verging, machte sie sich nicht klar; es kam ihr hin und wieder sogar wie ein Unrecht vor, daß sie, trotz der Befehle des Bruders und trotz Johanna's Lieblosigkeit gegen „den armen Otto“, wenn auch nur indirekt, eine Art Verbindung mit ihr zu erhalten suchte. In allen Gewissensskrupeln wartete sie voll Ungeduld auf die Nachrichten Löbel Wolf's, und als er eines Morgens erschien und ihr ausführlich von dem Besuch seines Sohnes bei Johanna erzählte, wurde ihr Groll von Mitleid besiegt. Statt der geträumten Liebesseligkeit im geschmückten Waldnestchen die beklemmende Atmosphäre einer Krankenstube! Daß Johanna die Fürsorge des Großvaters zurückwies, war freilich ein neues Unrecht, aber vielleicht hatte man ihr die Sache nicht in der rechten Weise dargestellt. Auf die Bitte der alten Dame erklärte sich Löbel Wolf bereit, noch einmal persönlich mit Johanna zu verhandeln; dem Freiherrn, den er glücklicher Weise noch nicht gesprochen hatte, wollte er einfach sagen, daß er bis jetzt nicht zu der beab-

sichtigten Fahrt nach Hannover gekommen sei, sie aber in den nächsten Tagen möglich machen würde.

Kaum war Löbel Wolf vom Hofe gefahren, als der Freiherr bei der Schwester erschien.

„Gute Nachricht!“ rief er ihr zu. „Johann Leopold kommt nach Haus!“

„Wann?“ fragte die Tante halb erfreut, halb erschreckt. Der Freiherr zuckte die Achseln.

„Der Brief sagt nächstens,“ antwortete er; „ob das nun in Wochen oder Monaten bedeutet! — Du kennst ja die Manier des Jungen, genaue Angaben nach Möglichkeit zu vermeiden.“

„Wie geht es ihm?“ fragte Tante Thekla wieder.

„Auch das ist aus dem Briefe nicht herauszufinden,“ sagte der Freiherr. „Brillant scheint es jedenfalls nicht zu sein. Er klagt in's Blaue hinein, spricht von verfehlten Reisezwecken, vergeblichen Hoffnungen und so weiter, aber weiß man denn, wie viel davon hypochondrische Grille ist? — Außerdem scheint ihn plötzlich das Heimweh gepackt zu haben. Er wartet nicht einmal auf Doktor Werner's Rückkehr. Vielleicht hat der ihn auch fortgeschickt; ich habe immer gefürchtet, daß Johann Leopold das dortige Klima nicht gut sein wird. Der Junge bittet nun, ihm gleich nach Empfang seines Briefes zu antworten, poste restante Marseille — und ich bitte Dich, liebe Thekla, das zu thun. Erzähle ihm, was hier vor-

gegangen ist, und sage ihm, daß ich nicht davon zu sprechen wünsche. Einen Gruß und Willkommen füge ich Deinen Zeilen bei. Ich freue mich, den Jungen bald wieder hier zu haben."

Die alte Dame versprach, noch heute zu schreiben, und der Freiherr ging. In sorgenvollen Gedanken blieb sie zurück; sie fürchtete neue Konflikte und Enttäuschungen für die Ihrigen. Magelone schien zwar zum Bewußtsein ihrer Pflicht zurückgekehrt, aber feinfühlig wie Johann Leopold war, mußte er bald erkennen, daß sie ihm jetzt noch ferner stand als früher, und da auch er, wie die Tante meinte, kein Herz für Magelone hatte, würde er nur zu gern bereit sein, das lockere Band vollends zu lösen. Und war das nicht vielleicht das Beste? Wenn Magelone frei wurde und sich ihrer Neigung zu Otto ohne Gewissensbisse hingeben konnte, gelang es ihr vielleicht, ihn — den sie ja schon vorübergehend angezogen hatte — dauernd zu fesseln und über Johanna's Verlust zu trösten. Der Freiherr würde sich zwar schwer zu dieser Heirath bestimmen lassen; doch wenn er sah, daß Otto auf diese Weise entschädigt und Magelone glücklich wurde, gab er wohl endlich seine Zustimmung, besonders wenn Johann Leopold den Beiden zu Hülfe kam, das heißt, wenn er sich zu der Erklärung aufraffte, daß er der Erinnerung an seine verstorbene Braut treu bleiben wolle. Tante Thekla, deren Herz

ihr ganzes langes Leben hindurch von einer Liebe und Trauer erfüllt geblieben war, hatte nie daran gezweifelt, daß auch Johann Leopold in dem Sarge, der seine Jugendliebe umschloß, alle Herzenswünsche mitbegraben habe. Aus Gehorsam gegen die Anordnungen des Familienhauptes hatte er sich zwar zu der Heirath mit Magelone entschlossen, aber sein wachsender Trübsinn hatte bewiesen, daß dieser Gehorsam beinahe über seine Kräfte ging. So lange er sich allein zum Opfer brachte, hatte sich Tante Thekla nur selten eine schüchterne Vorstellung dagegen erlaubt; jetzt aber, da sie wußte, daß auch Magelonens Glück, und vielleicht mehr als das, durch diese Heirath gefährdet war — denn wie wenig sie der Versuchung widerstehen konnte, hatte sie ja bewiesen! — jetzt beschloß Tante Thekla, Alles zu thun, um dies neue, schwere Unheil von den Kindern ihres Herzens und ihres Hauses abzuwenden.

Noch ganz erfüllt von diesen Gedanken, ging sie zur gewohnten Stunde in's Wohnzimmer hinunter. Schon auf dem Gange hörte sie Magelone singen und spielen, und als sie eintrat, klang es ihr jubelnd entgegen:

„Möchte jauchzen, möchte weinen,
Ist's mir doch, als könnt's nicht sein . . .“

Jetzt sah Magelone auf, brach ab und eilte der Tante entgegen.

„Weißt Du's schon?" rief sie und ihr Gesicht strahlte vor Freude. „Johann Leopold kommt endlich wieder!"

Tante Thekla ließ vor Ueberraschung ihr Arbeitskörbchen fallen.

„Kind," sagte sie, während Magelone den Inhalt desselben zusammensuchte, „so freust Du Dich auf Johann Leopold? . . . Ich glaubte . . ."

„Was, liebe Tante?" fragte Magelone scheinbar unbefangen, indem sie der alten Dame das Körbchen überreichte, aber aus den flimmernden Augen sprach eine gewisse Unruhe.

„Die Vorgänge der letzten Zeit," stammelte Tante Thekla, während sie sich im Sopha niederließ; „Dein Verhältniß zu Otto . . ."

„Also wirklich!" rief Magelone und wurde dunkelroth, „Johanna hat mich angeklagt . . . das sieht der Schleicherin ähnlich . . ."

„Magelone, wie darfst Du etwas gegen Johanna sagen!" fiel Tante Thekla ein. „Nicht die leiseste Andeutung hat sie gegeben . . . wenn sie das gethan hätte, wäre sie hier, während Du und Otto . . ."

„Also Otto!" rief Magelone. „Wie erbärmlich . . ."

„Kind, Kind, es kommt Dir nicht zu, Andere zu beschuldigen," mahnte die Tante abermals. „Wenn

Du Dein Unrecht gut machen willst, mußt Du in Demuth bereuen . . .“

„Bereuen? — ja, daß ich nur einen Herzschlag für den eitelsten und elendesten aller Männer gehabt habe!“ rief Magelone und warf sich, in Thränen ausbrechend, auf den Sessel neben dem Sopha. „Otto liebt nur sich selbst, ist treulos, falsch, feige . . in derselben Stunde verräth er Johanna um mich, mich um Johanna . . . O, ich hasse ihn, verachte ihn . . ., da er Dir Alles gesagt hat, werde ich's Großpapa sagen . . .“

Sie sprang auf; Tante Thekla legte die Hand auf ihren Arm.

„Das wirst Du bleiben lassen; mein Bruder soll von Eurer Pflichtvergessenheit, Eurem Leichtsinn nichts erfahren!“ sagte sie mit ungewöhnlicher Entschiedenheit. „Ihr habt so schon genug zerstört und verwirrt.“

Magelone faßte sich wieder und weinte still vor sich hin.

„Was denkst Du nun eigentlich, was soll aus Alledem werden?“ fragte die Tante nach langer Pause.

Magelone antwortete nur durch verstärktes Weinen.

„Willst Du nun, da Du mit Otto böse bist, den armen Johann Leopold unglücklich machen?“ fuhr Tante Thekla fort. „Erinnere Dich, wie Du vor seiner Abreise über Eure Heirath gesprochen hast.“

Magelone sprang auf und fiel der Tante um den Hals.

„Nein, unglücklich machen will ich ihn nicht!“ rief sie. „Ich weiß jetzt, was ich an ihm habe . . . ich werde so glücklich sein, wenn er mich lieben und stützen will . . . und wenn man glücklich ist, kann man auch glücklich machen. Uebrigens hast Du Recht, liebe Tante, Großpapa darf nichts erfahren . . . er soll nur sehen, wie glücklich wir sind und wie ich mich bestreben werde, Euch Allen Ehre zu machen.“

Die gute Tante war schon halb besiegt. Wie durfte sie, wenn Magelone einsah, was sie verschuldet hatte, und wenn sie sich nach einem Halt im Leben sehnte, etwas gegen die Heirath mit Johann Leopold thun? Nur ein Bedenken hatte sie noch.

„Liebe Magelone,“ sagte sie, „Du hast Recht, wenn Du meinst, daß man nur glücklich machen kann, wenn man glücklich ist; aber wirst Du das sein? Johann Leopold wird Dir als der treueste, sorgsamste Freund treu zur Seite stehen — die Liebe, nach der Du Dich sehnst, kann er Dir aber nicht geben. Du weißt ja, mit welcher rührenden Liebe und Treue er noch immer an seiner Albertine hängt.“

Magelone lächelte siegesbewußt.

„O Tante Thekla!“ rief sie, „von der todten Albertine habe ich nichts zu fürchten. Vor seiner Abreise hat mir Johann Leopold einen wirklichen,

wahrhaftigen Liebesbrief geschrieben; mein Besitz ist sein innigster Wunsch, er hofft, wenn er wiederkommt, mein Herz zu gewinnen, und will — auch wenn ich ihn aufgegeben hätte — mir ewig ergeben bleiben . . . Du siehst also . . ."

Tante Thekla sah ein, daß sie sich wieder einmal schwer geirrt hatte; sah ein, daß die Treue der Männer, trotz Schiller's Behauptung, ein leerer Wahn ist; sah ein, daß sie selbst in die Zeit des Dampfes, in der Alles so schnell vorüberbraust, nicht hineinpasse, und während sie sich den melancholischen Betrachtungen hingab, schüttelte Magelone Sorge und Reue, Zorn und Liebeskummer ab und sang wie die Lerche in die sonnige Welt hinaus.

Als sich Löbel Wolf, seinem Versprechen gemäß, ein paar Tage später nach Hannover begab und bei Johanna vorsprach, war sie mit ihrer kleinen Rekonvaleszentin ausgefahren. Der größte Theil der Zeit, die der vielbeschäftigte Alte für sie übrig hatte, ging ungenützt verloren, aber die kurze Unterredung, zu der es endlich noch kam, genügte, ihn von der Vergeblichkeit weiterer Vorstellungen zu überzeugen. Sie wiederholte dem Vater, was sie schon dem Sohn gesagt hatte, daß sie entweder kein Anrecht an den Schmuck besitze oder denselben nicht verkaufen dürfe, und fügte hinzu:

„Bitten Sie meinen Großvater, sich nicht um mich zu sorgen; der Himmel hat mir ein Talent gegeben, durch das ich mir mein täglich Brod zu verdienen hoffe."

Löbel Wolf schüttelte den Kopf; es that ihm leid, sie so unpraktisch und eigensinnig zu finden. Den Mißerfolg der Verhandlung zum zweiten Male persönlich zu melden, hatte er keine Lust; er schrieb dem Freiherrn und theilte ihm wortgetreu Johanna's Auftrag mit.

Am folgenden Abend waren Johanna und Lisbeth allein in Helenens Salon. Es war drückend heiß, alle Fenster standen offen, aber nur Staub und Lärm drangen von der Straße herauf.

Die Kleine saß, vom Arm der Schwester umschlungen, im Fensterbrett, sah ungeduldig den vorüberkommenden Wagen entgegen, fragte, warum Mama nie, nie zu Hause bleibe, und fügte in Thränen ausbrechend, hinzu: „Ich will auch nicht mehr hier bleiben und immer warten und warten ... Du sollst mit mir fortgehen."

Ehe Johanna antworten konnte, wurde angeklopft und auf ihr „Herein!" trat Doktor Wolf in's Zimmer.

„Onkel Urban!" jubelte Lisbeth, die sich längst mit ihm befreundet hatte und ihn gewissermaßen als ihr Eigenthum ansah. Von ihrem Sitze herunter kletternd, nahm sie ihn auch jetzt in Beschlag; aber während er wie immer bereitwillig zuhörte und Ant-

wort gab, hefteten sich seine Augen wieder und wieder mit dem Ausdruck der Sorge auf Johanna's Gesicht. War es wirklich bleicher und müder als gewöhnlich, oder zeigte ihm seine Phantasie, was er zu sehen erwartete? — Endlich, als sich das Kind, auf seinem Schooße sitzend, in einen Bilderbogen vertiefte, den er mitgebracht hatte, reichte er Johanna ein Zeitungsblatt. Im Feuilleton stand der Anfang ihrer Novelle.

„Wollen Sie verzeihen, daß ich so eigenmächtig verfügt habe?" fragte er.

„Verzeihen? — ich danke Ihnen, danke von ganzem Herzen!" rief Johanna vor Freude erröthend.

Doktor Wolf's Augen leuchteten flüchtig auf.

„Ich wäre gern weiter gegangen," sagte er; „hätte gern ihren Namen genannt. Vielleicht entschließen Sie sich, den Schluß zu unterzeichnen. Ein Name von so gutem Klange . . ."

„Zu gut für meine Lehrlingsarbeit!" fiel Johanna ein, das ist übrigens nicht der einzige Grund, der mich hindert. Es würde Großpapa unangenehm berühren . . . mein Name in der Zeitung, die täglich in die Hände seiner Untergebenen kommt . . . nein, ich darf es ihm nicht anthun."

Doktor Wolf strich wiederholt die Haare von der Stirn, ein Zeichen, daß ihm unbehaglich zu Muth war.

„Werden noch andere Zeitungen in Dönninghausen gelesen?" fragte er.

„Die ‚Augsburger Allgemeine‘ und das ‚Kreisblatt‘,“ antwortete Johanna, und zu freudig erregt, um die Unruhe des jungen Mannes zu beachten, fügte sie hinzu: „Wie haben Sie es denn gemacht, meine Arbeit so schnell zum Druck zu bringen? — Sie sagten neulich, daß eine Ueberfülle von Manuskripten vorhanden ist . . . Sie haben für mich intriguirt, gestehen Sie's nur!“

Wieder strich er das lange dunkle Haar zurück.

„Allerdings,“ sagte er, ohne sie anzusehen, „ich habe gethan, was ich konnte . . . Noch gestern Morgen war keine Rede davon . . . es ist gewissermaßen ein Schachzug. Haben Sie gestern oder heute keine andere Zeitung gesehen?“

Die letzten Worte schreckten Johanna auf.

„Um Gottes willen, eine Todesnachricht!“ rief sie erbleichend.

„Nichts dergleichen!“ fiel ihr Doktor Wolf in's Wort; „es betrifft Sie selbst — ich hoffe, Sie nehmen es nicht zu schwer.“ Und nachdem ihn ein Blick auf Lisbeth überzeugt hatte, daß das Kind eingeschlafen war, fügte er hinzu: „Doktor Stein's Feuilleton bringt die Notiz, daß die Tochter eines berühmten, vor noch nicht zwei Jahren verstorbenen Schauspielers demnächst in dem berühmten Cirkus Carlo Batti's auftreten wird . . .“

„Ein Irrthum!“ rief Johanna. „Batti hat mich zwar dazu überreden wollen, aber ich habe ihm erklärt, daß nie daran zu denken ist.“

„Und Sie haben die Rücksicht auf ihre Familie dagegen angeführt?“ fragte der junge Mann.

Johanna bejahte.

„Diese Brücke sucht man hinter Ihnen abzubrechen,“ fuhr er fort. „Ohne Namen zu nennen, aber mit deutlicher Bezeichnung der Oertlichkeit wie der Personen wird erzählt, daß Sie aus Kunstenthusiasmus und mehr noch aus Vorliebe für die Ungebundenheit des Künstlerlebens Ihre Verlobung gelöst und Ihre Verwandten verlassen haben — ‚dieselbe freiherrliche Familie,‘ so heißt es in dem Artikel, ‚der ehemals die Tochter entflohen ist, um jenem berühmten Schauspieler, dem Vater der Cirkusnovize, zu folgen.“

Johanna war während dieses Berichts abwechselnd roth und blaß geworden.

„Sie haben Recht, es ist eine Infamie!“ sagte sie, als Doktor Wolf zu Ende gekommen war. „Ich begreife nur nicht ...“

„Was man damit beabsichtigt?“ ergänzte er, als sie verstummte. „Ich vermuthe, daß man durch diese Notiz den Bruch zwischen Ihnen und den Ihrigen unheilbar machen und Sie zwingen will, auf Batti's

Pläne einzugehen. Zu schonen ist nichts mehr, nachdem dies gedruckt wurde."

„Schändlich!" rief Johanna wieder und ihre Augen flammten. „Was kann ich dagegen thun? — Rathen Sie mir."

„Unterzeichnen Sie Ihre Novelle," antwortete er, „Sie beweisen damit, daß Sie andere Wege einschlagen . . ."

„Aber vielleicht aus denselben Gründen," sagte sie nachdenklich. „Nein, damit wäre nichts gewonnen. Was meinen Großvater am tiefsten verletzt, ist jedenfalls die Behauptung, ich hätte mich aus Sehnsucht nach einem ungebundenen Leben von ihm losgerissen. Diese Ungebundenheit kann ich auch als Schriftstellerin suchen . . . Sie müssen anderen Rath schaffen! Besinnen Sie sich, Doktor, helfen Sie mir!"

Sie preßte die Hände zusammen und sah mit thränenvollen, irren Augen zu ihm auf. Nie hatte er sie so fassungslos gesehen.

„Beruhigen Sie sich!" bat er, „schmutziges Wasser läßt man am besten verlaufen. Wenn Sie es wünschen, bin ich zwar bereit, in alle mir zugänglichen Blätter einen Widerruf zu bringen, aber wer weiß, ob ich ihnen damit einen Dienst leiste? Durch diesen Wiederruf wird die falsche Nachricht erst recht verbreitet, während sie in der obskuren Stein'schen

Zeitung der Vergessenheit anheimfällt und den Ihrigen wohl gar nicht vor Augen kommt."

Johanna seufzte.

„Möglich, daß Sie Recht haben," antwortete sie, „aber stillhalten und unthätig sein, ist das Allerschwerste."

„Wer verlangt denn, daß Sie unthätig sein sollen?" fragte der junge Mann. „Im Gegentheil, Sie müssen arbeiten, angestrengt arbeiten, wenn Sie, wie es jetzt genannt wird, im ‚Kampf um's Dasein' Ihren Platz behaupten wollen. Künstlers Erdenwallen, wenn ihn nicht eine besondere Laune des Glücks begünstigt, ist schwer, doppelt schwer, wenn er — wie Sie thun — die Vortheile verschmäht, die ihm hin und wieder zu Gebot stehen. Treten Sie als Ihres Vaters Tochter in die Literatur, so ist Ihr Weg ein ganz anderer, als wenn Sie sich anonym oder pseudonym aus der Menge herausarbeiten müssen. Ueberlegen Sie, ob das Opfer, das Sie dem Vorurtheil Ihrer Verwandten bringen, nicht ein Unrecht gegen Sie selbst ist."

Johanna schien ihn nicht zu hören. Den Ellenbogen auf das Fensterbrett, den Kopf in die Hand stützend, starrte sie in's Leere und sah im Flackerlicht der Gaslaternen, die von der Straße herauf leuchteten, so blaß und müde aus, daß er fürchtete, sie durch seine Anwesenheit zu quälen. Vorsichtig

stand er auf, trug das schlafende Kind in die Sophaecke, nahm seinen Hut und wollte sich unbemerkt entfernen. Aber Johanna war aus ihrer Versunkenheit erwacht, erhob sich und trat auf ihn zu.

„Sie wollen gehen?“ sagte sie, ihm die Hand reichend. „Haben Sie Dank für Gutes und Schlimmes ... und eine Frage noch: hat Batti die Zeitungsnotiz veranlaßt?“

„Gewissermaßen ja,“ antwortete der junge Mann. „Wie ich höre, ist sie das Resultat einer Wette zwischen Batti und Stein; Letzterer hat sich anheischig gemacht, Ihren Widerstand gegen den Cirkus zu besiegen ...“

„Und ich hielt Batti für gut ... hielt ihn für meinen Freund!“ rief Johanna.

„Das ist er wahrscheinlich auch,“ antwortete Doktor Wolf. „Er will Sie nur zu dem zwingen, was er für Ihr Glück hält — und daß er dabei die eigenen Interessen im Auge hat — — — das thun wir Alle.“

„Sie haben kein Recht, das zu behaupten, Sie thun es nicht!“ sagte Johanna. „Oder welche Interessen könnten Sie bei den zahllosen Freundschaftsdiensten verfolgen, die Sie mir erwiesen haben, seit wir uns kennen?“

„Liebes Fräulein, können wir unserem subtilsten Egoismus besser schmeicheln, als durch Freundschaftsdienste, die wir erweisen?“ fragte der junge Mann.

„Aber zwischen Ihnen und mir steht es nicht einmal so. Was ich scheinbar für Sie gethan, geschah in Wahrheit gegen einen Andern ... ob aus Haß oder aus Rache, oder aus dem Verlangen, das Reine, Gute vor ihm zu schützen, ich weiß es nicht!"

Es war so dunkel geworden, daß Johanna, obwohl sie ihm gegenüber stand, seinen Gesichtsausdruck nicht mehr erkannte, aber das leise Beben seiner Stimme verrieth seine Bewegung.

„Sie verstehen mich nicht ..." fuhr er nach einer Pause fort. „Lassen Sie sich eine kurze Erzählung gefallen. Vor einigen Jahren nahm mein Vater eine arme Waise in sein Haus, die sechszehnjährige Tochter einer entfernten Verwandten. Sarah war schön und liebenswerth; bald nahm sie mein ganzes Sinnen und Denken gefangen. Ich war jedoch nicht mehr frei — wir Juden werden, wie Bauern- und Fürstenkinder, nach Familienübereinkommen verlobt. Meine Braut, die ebenfalls eine andere Neigung hatte, war kühner als ich und hat später den Mann ihrer Wahl geheirathet; ich aber fühlte mich damals gebunden durch jene, ich möchte sagen, schamhafte Pietät, die viele meiner Stammesgenossen äußerlich an Traditionen fesselt, welche innerlich vollständig überwunden sind. Nur der Jude kann das nachfühlen und verstehen. Ich beherrschte mich mit aller Kraft meines Willens, und ich glaube nicht, daß ich mich je verrathen habe,

daß Sarah je geahnt hat, wie glücklich und wie elend sie mich machte. Sie war aber nicht nur liebenswerth, sie war auch liebebedürftig. Eines Tages kam ein junger, glänzender Kavalier auf ein Gut in unserer Nähe, die Seinigen zu besuchen. Er hatte immer allerlei Geldgeschäfte mit meinem Vater, der Zufall führte ihn mit Sarah zusammen ... was soll ich weiter sagen? — Sie fand Gnade vor seinen Kenneraugen ... warum auch nicht — ein blutarmes Judenmädchen ... ihm erwuchsen keinerlei Verpflichtungen aus seiner Tändelei mit ihr! Als ich das nächste Mal zum Besuch nach Haus kam, sah ich bald, wie die Sachen standen; sah, daß meine arme Sarah verloren war. Aber ich sträubte mich gegen diese Ueberzeugung, glaubte wenigstens einen Versuch zur Rettung des geliebten Wesens machen zu müssen. Mit Feuer und Schwert drang ich auf sie ein, ließ ihr keine Illusion über den Mann, dem sie Alles zu opfern bereit war oder schon geopfert hatte. Meine Liebe hatte ich unterdrückt, meine Eifersucht ließ ich walten. Sarah's Verzweiflung zerriß mir das Herz, aber ich glaubte das Rechte gethan zu haben ... Sie hat dann noch, mit meiner Bewilligung, eine Unterredung mit dem Buben gehabt. Am Abend desselben Tages wurde sie todt aus dem Kanal gezogen, der am Garten meines Vaters vorbeifließt. Beim Wasserschöpfen — sie that das immer selbst, wenn sie ihre Blumen be-

goß — war sie ausgeglitten, so sagten die Nachbarn, und so glaubte mein Vater, und so hätte ich gern mir selber eingeredet. Aber auf meinem Schreibtisch fand ich einen Zettel, der von ihrer Hand, kaum leserlich, die Worte enthielt: ‚Du hast Recht!' Den Namen des Kavaliers brauche ich Ihnen nicht zu nennen — mein Interesse für Sie nicht weiter zu erklären . . . und nun, bitte, sprechen wir nie mehr darüber."

Elftes Kapitel.

Erst als Johanna allein war fiel ihr die ganze Wucht der Batti'schen Indiskretion auf die Seele. Wenn er dazu fähig war, nachdem er ihr sein Haus geöffnet und seinen Schutz versprochen hatte, konnte sie ihm nicht länger vertrauen und durfte ihm nicht mehr verpflichtet sein. Es hieß also abermals scheiden und den letzten Familienanhalt aufgeben.

Je länger sie darüber nachdachte, um so schwerer wurde ihr um's Herz. Sie fürchtete sich vor dem Alleinsein, vor der eigenen Unerfahrenheit, vor der Neugier und Zudringlichkeit der Menschen. Am meisten fürchtete sie sich vor dem Abschied von Lisbeth, und außerdem fragte sie sich selbst, ob sie das Kind in einer Umgebung lassen dürfe, die sein geistiges und körperliches Gedeihen gefährdete. Nach kurzer Ueberlegung sagte sie sich jedoch, daß ihr Einfluß nicht im Stande sein würde, das Kind zu behüten, und als sie am andern Morgen nach kurzem, erquicklichem Schlaf erwachte, beschloß sie gleich zu thun, was einmal gethan werden mußte.

Helene saß, sichtlich verstimmt, allein beim Frühstück, als Johanna und Lisbeth hinunter kamen, und als die Kleine, nachdem sie die Mutter umarmt hatte, nach Onkel Carlo verlangte, wurde sie unfreundlich zur Ruhe verwiesen und erfuhr, daß er schon in den Cirkus gegangen sei. Zu Johanna gewendet, fügte Helene hinzu:

„Er wird heute nicht mit Dir ausreiten können; er hat zu viel zu thun.“

„Laß uns die Sache beim rechten Namen nennen,“ antwortete Johanna. „Es ist ihm peinlich, mit mir zusammen zu sein, weil auf seine Veranlassung ein Zeitungsartikel über mich erschienen ist.“

„Du irrst! Carlo ist nicht daran schuld,“ rief Helene, „im Gegentheil, er und Stein haben sich darum entzweit …“

„Liebe Helene, der Zeitungsartikel ist in Folge einer Wette zwischen Batti und Doktor Stein geschrieben,“ fiel Johanna ein; „und wer anders als Batti hat Stein über die Familienverhältnisse meiner Mutter unterrichtet, ihm von meiner Verlobung gesagt, von meinem Zerwürfniß mit dem Großvater, von meinem unglückseligen Reittalent?“

„Kann ich dafür?“ antwortete Helene in gereiztem Tone. Es ist wirklich nicht mehr zu ertragen! Carlo geht umher wie ein brüllender Löwe; Stein, der so amüsant war, wird uns nicht mehr besuchen, und

Du stellst mich zur Rede über Dinge, die mich nichts angehen, an denen ich so unschuldig bin wie ein neugeborenes Kind." Und in Thränen ausbrechend fügte sie hinzu: „Bis Du herkamst, war Alles so gut — Carlo und ich ein Herz und eine Seele."

„Wenn ich Euer Verhältniß störe," antwortete Johanna mit erzwungener Ruhe, „so wirst Du damit einverstanden sein, daß ich Euer Haus sobald als möglich verlasse."

Lisbeth, die mit großen, ängstlichen Augen bald die Schwester, bald die Mutter angesehen hatte, sprang auf.

„Nein, Du sollst nicht fortgehen!" rief sie und warf sich Johanna an den Hals.

Helene trocknete die Augen.

„Als ob man Dich fortlassen würde," sagte sie bitter. „Lisbeth und Carlo können nicht ohne Dich leben, das weißt Du recht gut!"

„Helene, kein Wort mehr!" fiel Johanna ein. „Daß es mir mit dem Gehen ernst ist, werde ich Dir noch heute beweisen ... Nach dem, was Du andeutest, würde ich auch ohne die Zeitungsgeschichte nicht geblieben sein." Mit diesen Worten machte sie sich von Lisbeth los und wollte aufstehen; Helene hielt sie fest.

„Wie heftig Du nun wieder bist!" klagte sie. „Alles stürmt auf mich ein und dann soll ich jedes

Wort auf die Goldwage legen. Batti, der bis zum Herbst hier bleiben wollte, hat plötzlich — gewiß aus Aerger über die Stein'sche Geschichte — sein Reisefieber bekommen. Er will schon in vierzehn Tagen fort, nach Holland, nach Belgien, was weiß ich! Im Herbst geht's sogar nach Petersburg. Lisbeth darf aber noch nicht reisen; von einem Winter in Rußland, sagt der Doktor, könnte für sie nicht die Rede sein. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht ... Batti ohne mich reisen zu lassen, ist mein Tod."

Sie brach abermals in Thränen aus; Johanna hätte aufjubeln mögen.

„Sei ruhig!" sagte sie; „ich werde Lisbeth hüten und hegen.

„Wie ist das möglich, wenn Du von uns gehst?" schluchzte Helene, und Johanna's Hand erfassend, bat sie: „Sei gut, versöhne Dich mit Batti, bleib' bei uns ..."

Bleiben nach Allem, was geschehen und gesagt war? — Nein, jede Freundlichkeit Batti's konnte Helene zu neuer Eifersucht Anlaß geben. Nach kurzem Besinnen antwortete Johanna:

„Gehen muß ich; glaube mir, es ist das Richtige. Aber wir brauchen uns nicht in Feindschaft zu trennen. Wir sagen Batti, daß mir der Aufenthalt hier im Hotel zu geräuschvoll ist, daß ich frische Luft brauche; ich suche mir ein Stübchen in irgend einer billigen

Vorstadt; so oft Du ausgehst, kann Lisbeth bei mir sein, und wenn Ihr abreist, kommt sie ganz zu mir."

„Und wovon willst Du leben?" fragte Helene. „Ich käme Dir gern zu Hülfe, aber ich habe immer nichts ... meine Toilette kostet so viel!"

„Sorge Dich nicht," antwortete Johanna. „Ich besitze ein paar hundert Thaler," — sie hatte das Geld von ihrem Taschengelde zu Hochzeitsgeschenken für die Armen von Dönninghausen und Tannhagen zusammengespart. — „Außerdem ist mir Doktor Wolf behülflich gewesen, eine Novelle zu verkaufen, die ich kürzlich geschrieben habe, und ich werde fleißig weiter arbeiten."

„Geschrieben!" wiederholte Helene gedehnt. „Liebe Johanna, hast Du auch bedacht ... Schriftstellerinnen sind gar nicht beliebt ... Blaustrumpf, wie schrecklich das klingt!"

Johanna lachte.

„Das läßt sich ertragen," sagte sie. „Ich hatte nur die Wahl zwischen Cirkus und Schreibtisch ..."

„Du hast Recht!" rief Helene; „der Schreibtisch ist besser für Dich und Deine ernste Art. Aber sonderbar ist es doch, daß Du ein Blaustrumpf werden willst ... wie bist Du nur dazu gekommen? Ich wollte, Du hättest Deinen Vetter geheirathet! Ist denn wirklich keine Aussöhnung möglich?"

Johanna antwortete nur durch ein trübes Lächeln.

„Ich will die Wohnungsanzeigen durchlesen und gleich nachsehen, was mir passend scheint," sagte sie nach einer Pause und vertiefte sich in die Zeitung, während sich Helene wieder einmal durch Johanna's Mangel an Vertrauen verletzt fühlte und ihrem Fortgehen wie einer Erlösung entgegensah.

Johanna trat ihre Entdeckungsfahrt an, und jenes geheimnißvolle Etwas, das wir Zufall nennen, war ihr günstig.

Nach ein paar vergeblichen Wegen fuhr sie nach der Vorstadt Glockſee zu einer Lehrerfamilie, die junge Mädchen in Kost nehmen wollte, und kam vor ein altes, düsteres, einstöckiges Gebäude, mit kleinen, im Erdgeschoß vergitterten Fenstern. Ein dunkler, feuchter Hausflur führte zu der knarrenden Holztreppe; schon sank Johanna der Muth, aber als sich die obere Treppenthür, auf deren Porzellanschild der Name Rupprecht zu lesen war, hellklingelnd öffnete, trat sie in eine andere Welt: saubere, weißgetünchte Wände, blanke Fenster und eine offene Thür, die hier aus der ersten Etage in's Freie zu führen schien.

Zu weiterer Umschau blieb nicht Zeit. Bei dem Klingeln der Treppenthür öffneten sich die anstoßenden Gemächer; im nächsten Moment war Johanna von drei hübschen, blonden Mädchen und zwei bellenden Hunden umgeben und wurde, nachdem sie mit einiger Mühe ihre Wünsche verständlich gemacht,

in die Wohnstube geführt. Eine ältliche, vergrämt aussehende Frau erhob sich von ihrem Platz am Fenster.

„Mutter, eine Dame, die unser Zimmer sehen will!“ rief eine der Blonden. Die Frau knixte.

„Bitte, wollen Sie gefälligst Platz nehmen,“ sagte sie, auf das alte Sopha deutend. Johanna's Blick folgte der Handbewegung, und mit einem Ruf des Erstaunens trat sie näher. Sie hatte sich nicht getäuscht: über dem Sopha hing das Bild ihres Pflegebruders.

„Kennen Sie Herrn Doktor Werner?“ fragte die Frau und in ihre trüben Augen kam ein sanftes Leuchten.

„Er ist mein Pflegebruder,“ antwortete Johanna.

„Und war der beste Freund meines armen Paul,“ sagte die Frau, ihre Augen trocknend. „In seinen Armen ist mein Sohn gestorben ... da hängt sein Bild neben Doktor Werner.“

Johanna erinnerte sich, daß Ludwig am Sylvesterabend vor zwei Jahren vom Todtenbette eines Freundes nach Dönninghausen gekommen war. Daß sie davon wußte und von Ludwig berichten konnte, machte sie dem kleinen Kreise schnell vertraut.

„Wie schade, daß der Vater und die Kleinen nicht da sind!“ sagten die blonden Schwestern einmal über das andere; „aber die Kirche muß gleich aus sein — wie werden die sich freuen!“

Johanna kam endlich auf ihr eigenes Anliegen zurück. Sie sagte, daß sie für sich selbst und ihre kleine Stiefschwester, die, von schwerer Krankheit kaum genesen, nicht reisen dürfe, einen Aufenthalt suche, bis des Kindes Mutter und Stiefvater aus Rußland zurück kämen, und bat, ihr die Zimmer zu zeigen.

Mutter und Töchter führten sie über den hellen Vorplatz in ein Stübchen mit anstoßendem Schlafgemach. Auch hier nur getünchte Wände, niedrige Balkendecke, alte, einfache Möbel; aber Alles glänzend vor Sauberkeit; vor den Fenstern ein Gärtchen, aus dem Blumenduft hereinströmten, und eine Stille ringsumher, die nicht nur Sonntagsruhe war.

„Sie müssen den Garten sehen!" rief eine der Schwestern, „der ist das Beste — in ganz Hannover gibt es nichts Aehnliches."

„Aber Jettchen, nach Deiner Beschreibung wird sich das Fräulein getäuscht fühlen," sagte die Mutter, und zu Johanna gewendet, fuhr sie fort: „Unser Haus soll von den Wirthschaftsgebänden eines Klosters übrig geblieben sein; im untern Stock sind noch die gewölbten Vorrathskammern — jetzt hat sie unser Nachbar, der Kunstgärtner, als Kohlenkeller gemiethet — und was Jettchen unsern Garten nennt, ist nur eine kleine Terrasse, die mein Schwiegervater, der ein großer Blumenfreund war, auf einer Fortsetzung dieser Gewölbe angelegt hat. Die seltensten Tulpen

und Nelken soll er hier oben gezogen haben — wir können das freilich nicht."

Sie traten hinaus; ein Gitterzaun, dicht von Klematis umrankt, schloß die Terrasse ab. Geradeaus gewährte sie eine weite Aussicht über Felder und Wiesen, Heckenwege, einen Zufluß der Leine mit Weiden am Ufer, kleine Waldparzellen und ein paar Dörfer. Zur Rechten war sie von uralten Linden überschattet, die aus dem Nachbargarten aufragten und wohl noch zu den Ueberbleibseln der Klosterherrlichkeit gehörten. Ein großes Beet in der Mitte, früher wahrscheinlich des Schwiegervaters Blumenparadies, trug jetzt freilich nur noch Salat und Küchenkräuter, aber es war von einem dichten Kranze blaublühenden Lavendels eingefaßt, und zur Linken bildeten Syringen, Flieder, Jasmin und Weißdornbüsche ein Dickicht, aus dem lustiger Finkenschlag ertönte.

„Hier ist gut sein," sagte Johanna nach raschem Ueberblick. „Wenn Sie mich und mein Schwesterchen aufnehmen wollten . . ."

„Gewiß! . . . o wie gern!" riefen die Mädchen. Die Besorgniß der Mutter, daß es dem Fräulein hier zu still sein möchte und die ganze Lebensweise zu einfach, beschwichtigte Johanna durch die Versicherung: daß sie vor Allem eine stille Umgebung suche, um ungestört arbeiten zu können, und die Töchter gelobten,

Alles zu thun, um Doktor Werner's Schwester den Aufenthalt in ihrem Hause angenehm zu machen.

Mitten in diese Versprechungen klang von der Treppe her ein Lachen, Schwatzen und Hundebellen, als ob ein Stückchen wilde Jagd im Anzuge wäre. Aber es waren nur die drei „Kleinen," stämmige, blonde, blauäugige Mädchen, die aus der Kirche zurückkamen, und, von ihren vierfüßigen Lieblingen begleitet, auf die Terrasse stürmten. Gleich nach ihnen erschien auch der Vater, ein großer, hagerer Mann, mit spärlichen grauen Haaren, unter denen blaue Kinderaugen beinahe schüchtern hervorblickten.

„Väterchen, komm' schnell!" rief ihm Jettchen, der Sprecher der Familie, entgegen. „Dies Fräulein ist Doktor Werner's Pflegeschwester, und sie wird unsere Stube miethen und mit ihrer kleinen Schwester bei uns wohnen."

„Werner's Pflegeschwester!" wiederholte er, Johanna die Hand reichend. „Seien Sie mir herzlich willkommen! Ich glaubte schon, Ihr Bruder hätte uns vergessen, und nun schickt er uns einen so lieben Gast."

Johanna beeilte sich, das Mißverständniß aufzuklären. Der Gedanke, sich hier gleichsam unter fremdem Namen einzunisten, war ihr peinlich. Nachdem sie dem alten Herrn über Ludwig's Reise Auskunft gegeben, erzählte sie von den eigenen Verhältnissen, was

ihr nöthig schien; wußte sie doch nicht, ob die Schauspielerkinder im Lehrerhause willkommen waren.

Aber der Hausherr erklärte, daß er sich glücklich schätzen würde, sie aufzunehmen. Er hatte den großen Künstler einmal im Leben in einer seiner Glanzrollen gesehen, und sein Gesicht erhellte sich noch heute, wenn er davon sprach. Die äußeren Bedingungen waren schnell geordnet; als Johanna ging, klang ihr verheißungsvoll ein vielstimmiges „Auf Wiedersehen!" nach.

Denselben Sonntag Morgen fiel dem Freiherrn als er die Postmappe öffnete, zuerst eine Zeitung unter Kreuzband in die Hände.

„Was haben wir denn da?" sagte er, indem er das Blatt entfaltete. „Weiß nicht, was das bedeutet! Aha, da ist etwas angestrichen . . ."

Er begann zu lesen; es mußte schlimme Nachricht sein! Dunkelroth wurde sein Gesicht, die Stirnadern schwollen auf, immer höher hob er das Blatt, als ob er seinen Augen nicht traute. „Hölle und Teufel!" schrie er plötzlich auf, las weiter, schleuderte das Blatt mit einer zweiten Verwünschung beiseite, sprang auf und ging mit dröhnenden Schritten an's Fenster.

Die Schwester ging ihm nach.

„Lieber Johann!" sagte sie ängstlich, bittend; er hörte sie nicht. Einen Augenblick stand sie unentschlossen neben ihm, dann kehrte sie an den Tisch

zurück, nahm das Zeitungsblatt, fand die angezeichnete Stelle und las Doktor Stein's Notiz über Johanna.

Sie war rathlos — eine Todesnachricht wäre nicht so schlimm gewesen. Mechanisch schob sie die auf dem Tische liegenden Briefe hin und her, plötzlich fiel ihr ein Couvert mit Löbel Wolf's Handschrift in die Augen, und sich aufraffend, trat sie abermals an des Bruders Seite.

„Lieber Johann,“ sagte sie, die Hand auf seinen Arm legend, „es ist ja nicht möglich . . . unsere Johanna! — Hier ist ein Brief von Löbel Wolf, der wird wohl Aufschlüsse bringen . . .“

„Gib her!“ rief der alte Herr, zerriß das Couvert, das sie ihm reichte, und überflog das Briefblatt; seine Hand zitterte, sein Athem wurde immer schwerer.

„Künstlerblut!“ sagte er endlich mit einem Auflachen, das der Schwester das Herz zerriß. „Meinen Vorschlag in Betreff des Schmucks weist sie zurück, denn sie hat ein Talent, durch das sie sich unabhängig zu machen hofft!“

Er schlug die Arme über der Brust zusammen und fing an, im Zimmer auf und nieder zu gehen. Tante Thekla sank zitternd auf den nächsten Stuhl, ihre Thränen floßen über das welke Gesicht und immer, wenn sie hastig die Augen getrocknet hatte, sah sie voll Angst dem Bruder nach. Wie er einst

um seine Tochter gelitten hatte, litt er jetzt um die Enkelin. Der Kopf war tief auf die Brust gesunken, die weißen Brauen zuckten, das Athmen war fast ein Keuchen zu nennen.

Lange ging er so auf und nieder; plötzlich blieb er mitten im Zimmer stehen und richtete sich mit einem gewaltsamen Ruck in die Höhe; dann ging er wieder und sagte in jenem dumpf grollenden Tone, der den Seinigen so schrecklich war:

„Ich habe mich versündigt und büße jetzt dafür! ... ich mußte wissen, daß zwischen Dönninghausen und der Tochter des Schauspielers ein Abgrund klafft, der sich nicht überbrücken läßt ... Aber ich bin alt geworden, Thekla, alt und schwach! ... ich habe das Mädchen geliebt, wie kein anderes meiner Kindeskinder ... ich habe geglaubt, meine Gedanken, meine Empfindungen, meine Begriffe von Recht und Ehre bei ihr wiederzufinden ... Irrthum, Thekla! Trugbilder eines altersschwachen Thoren, oder Komödianterie des Mädchens ... Ihr Vater soll ja ein großer Mann unter den Komödianten gewesen sein!" und wieder lachte er hart und höhnisch.

„Johann, lieber Johann, Du versündigst Dich!" schluchzte Tante Thekla. Der Freiherr blieb vor ihr stehen.

„Du hast Recht," sagte er in etwas milderem Tone. „Sie hat mich nicht absichtlich hintergangen, ist nicht falsch, nur dem Fluche verfallen, der im

Blute steckt. Das ist nicht ihre Schuld, aber meine ist und bleibt, daß ich sie hierher gebracht habe und um ein Kleines auch noch den Namen unseres Geschlechtes an sie weggeworfen hätte. — Dem Himmel sei Dank!“ fuhr er nach einer Pause fort und legte die Hand schwer auf die Schulter der Schwester, „dem Himmel sei Dank! So weit ist es nicht gekommen und ich gelobe mir selbst und Euch Allen, es soll von Stund' an mit jeder Schwachheit aus und vorbei sein. Nicht einen Gedanken will ich an dies unglückliche Geschöpf verschwenden. Alles, was mir noch an Lebenskraft und Dauer beschieden ist, soll Dönninghausen gewidmet sein, und alle meine Sorgfalt soll den echten Kindern meines Hauses gehören, die mir und meinem Namen Ehre machen.“

Thekla zog die Hand des Bruders an die Lippen und brach auf's Neue in Thränen aus.

„Sei ruhig!“ sagte er mit rauher Herzlichkeit. „Schließt die Reihen, heißt es im Leben wie auf dem Schlachtfelde; je kleiner das Häuflein wird, desto fester muß es zusammenhalten . . . ich denke, wir Dönninghäuser stehen unsern Mann.“

Thekla antwortete nicht; der Gedanke an Otto und Magelone verschloß ihr den Mund.

Zwölftes Kapitel.

Batti hatte Johanna's Entschluß nur den Widerstand der Höflichkeit entgegengesetzt; im Grunde war es ihm lieb, nicht mehr bei jeder Mahlzeit ihren ernsten Augen, in denen er bald Traurigkeit, bald Vorwurf zu sehen glaubte, gegenübersitzen zu müssen. Auch zu der späteren Trennung von Lisbeth hatte ihn Helene zu bereden gewußt, indem sie ihm vorstellte, daß die Kleine ihren Widerwillen gegen den Cirkus vielleicht am schnellsten überwand, wenn sie eine Zeitlang nichts davon sah und hörte.

So zog denn Johanna schon am nächsten Morgen im Terrassenhäuschen ein. Helene und Lisbeth begleiteten sie. Helene war bedenklich; sie fand die Wohnung zu einfach, dürftig beinahe. Lisbeth dagegen schwamm in Entzücken: die kleinen Stuben, die seltsame Terrasse, die sechs Schwestern, die so lustig und freundlich waren, nahmen ihr Kinderherz im Fluge gefangen. „Rickchen, Finchen, Jettchen, Minchen, Annchen, Sannchen“, sang sie vor sich hin, und als

Helene zum Aufbruch trieb, bat sie inständig, bei Johanna bleiben zu dürfen.

„Du bist ja doch nie, nie zu Haus, liebe Mama," fügte sie hinzu, und Helene, die mit Schmerzen auf das heutige Souper verzichtet haben würde, ließ sich erweichen.

Aehnliche Gründe fanden sich nun täglich; Helene war, so nah vor der Abreise, mehr als je in Anspruch genommen, und außerdem war es ja am besten, wenn sich das Kind so schnell als möglich in seine neue Umgebung einlebte. „Eine Mutter muß sich selbst bezwingen lernen!" sagte sie und begnügte sich damit, Lisbeth täglich ein paar Stunden in's Hotel kommen zu lassen oder sie zur Spazierfahrt abzuholen.

Als der Abschied kam, war aber doch alle Selbstbeherrschung zu Ende, und die Mahnung des Arztes, das reizbare Kind nicht aufzuregen, blieb unbeachtet. Krampfhaft schluchzend, hielt Helene die weinende Lisbeth, die Johanna in's Hotel geführt hatte, umklammert und gelobte, so bald als möglich wiederzukommen, um sich nie mehr von ihrem Liebling zu trennen. Halb gewaltsam wurde sie endlich von Batti fortgeführt; auch er weinte, und als er Johanna mit herzlichem Lebewohl die Hand bot, war sie nicht im Stande ihn zurückzuweisen.

Sie gingen; Johanna ließ das Kind aus dem Fenster sehen, während Mama und Onkel Carlo in

den Wagen stiegen, der sie nach dem Bahnhofe bringen sollte. Sie grüßten herauf, die Pferde zogen an, noch einmal bog sich Helene aus dem Wagen; die blonden Locken fielen über das rosige Gesicht, die blauen Augen strahlten durch Thränen; mit anmuthiger Geberde warf sie den Beiden am Fenster eine Kußhand zu — Johanna sollte das Bild nie vergessen!

Nach diesem Abschiede, das heißt nachdem die Tagesordnung nicht mehr durch Helenens rücksichtslose, launenhafte Ansprüche gestört wurde, kam Johanna's Leben bald in ein festes Geleis. Eine Weile lehnte sich Lisbeth gegen das „dumme Arbeiten" auf, das die Schwester so viel in Anspruch nahm und dem auch alle übrigen Bewohner des Terrassenhäuschens verfallen schienen. Der Vater — ein freundlicher Mann, der die schönsten Geschichten erzählen konnte und Abends das Klavierspiel der Töchter mit der Geige begleitete — war an einer Volksschule angestellt. Die beiden ältesten Töchter gaben Musikstunden, die dritte hatte den ganzen Tag mit der Mutter um die Wette im Hause zu thun, und die drei „Kleinen" gingen mit wichtigen Mienen und schweren Büchertaschen in die Schule. Nach kurzer Zeit wurde auch Lisbeth ihrer Unthätigkeit müde, und sobald der Arzt, der zuweilen nach ihr sah, seine Einwilligung gegeben hatte, durfte sie zu ihrem Entzücken ihr liebes Sannchen in die Schule begleiten.

Doktor Wolf war mit Johanna's Lebenseinrichtung nicht zufrieden.

„Bedenken Sie das Goethewort: ‚Wer sich der Einsamkeit ergibt,' sagte er; der Künstler darf nicht allein sein; der volle Strom des Daseins muß ihm Erfrischung und Anregung zutragen. Auch für den äußeren Erfolg ist es gut, wenn er persönlich bekannt wird."

Johanna widersprach. Sie bedürfe vor Allem der Ruhe, versicherte sie; müsse innerlich viel überwunden und geklärt haben, ehe sie Muth fände, sich nach Außen eine Stellung zu schaffen. Wie muthlos sie durch die Erfahrung mit Batti und Doktor Stein geworden war, wollte sie nicht gestehen; aber sie fürchtete sich vor jedem fremden Gesicht. Der Verkehr mit Doktor Wolf und ihren Hausgenossen war ihr genug, und wenn sie sich arbeitsmüde fühlte, gab ihr ein Spaziergang auf stillen Feldwegen oder eine Ruhestunde im Lindenschatten der Terrasse wieder frischen Muth. Selbst die einfachen musikalischen Leistungen ihrer Hausgenossen wurden ihr mehr und mehr zur Erquickung. Die tief musikalische Empfindung des alten Lehrers ergänzte die Mängel seiner Technik; mancher brillante Vortrag im Hause ihres Vaters hatte Johanna Haydn und Mozart nicht so zum Verständniß gebracht, wie es jetzt das Suchen und Tasten dieser kindlichen Seele that — oder hatte nur sie

selbst mehr Eindrucksfähigkeit gewonnen? — Vor Allem wurde ihr der ungestörte Verkehr mit Lisbeth eine Wohlthat und das Bewußtsein, sie, für eine Weile wenigstens, in gesunde Luft gerettet zu haben. Erst jetzt wurde Lisbeth zum Kinde, das unbefangen lachen und spielen konnte, ohne dabei an den Eindruck zu denken, den sie hervorbrachte. Von ihrer schönen Mama sprach sie oft; aber sie wurde ihr gleichsam zu einem Märchengebilde, das nicht in die Alltagsbedingungen des Lebens hineingehört.

Und eines Tages — Helene hatte schon zweimal, voll Entzücken über die schöne elegante Stadt, aus Brüssel geschrieben — kam ein Brief von Batti mit erschütternder Kunde. Er und Helene waren mit einem neuen Gespann ausgefahren, die feurigen Thiere waren durchgegangen; Helene hatte sich, von sinnlosem Schrecken erfaßt, aus dem Wagen gestürzt, schwer verletzt und war nach wenigen Stunden gestorben. „Wenn ich sterbe, soll Lisbeth bei Johanna bleiben," hatte sie wiederholt gesagt, und obwohl sich Batti leidenschaftlich nach dem Stieftöchterchen sehnte, hielt er es für seine Schuldigkeit, den letzten Wunsch der Todten zu erfüllen. Vielleicht, wenn Lisbeth gesunder war, erbarmte sich Johanna seines verödeten Lebens und kam mit der Kleinen zu ihm. Für den Augenblick, hieß es dann weiter, würde er freilich kaum im Stande sein, ihren Anblick zu ertragen.

Auch in Brüssel zu bleiben vermöchte er nicht; wahrscheinlich ginge er gleich nach Petersburg oder nach Paris, oder nach London. Alles wäre im Grunde einerlei; nur fort müsse er, weit fort von der Stätte, wo er so Entsetzliches erlebt. Aber wo er auch sein möge, überall würde er für Lisbeth arbeiten. Die Sorge für sie, die Aufgabe, ihr eine glänzende Zukunft zu sichern, wäre das einzige Band, das ihn noch an das Leben knüpfen und ihm für sein auf ewig verlorenes Glück einigen Trost gewähren könne.

Von Johanna erwarte er, daß sie ihn in dem Bestreben, das Kind glücklich zu machen, nach Kräften unterstützen würde. Jeden Wunsch der Kleinen möge sie erfüllen, und das liebliche Wesen, der Mutter holdes Ebenbild, mit all' dem Glanz umgeben, den Helene so sehr geliebt hätte.

In diesem Augenblick kam Lisbeth, die mit den Kindern des Hauses gespielt hatte, fröhlich herein.

„Hanny was ist Dir?“ rief sie erschreckt, als sie das Gesicht der Schwester von Thränen überströmt sah.

Johanna breitete ihr die Arme entgegen.

„Komm', mein Liebling!“ flüsterte sie, die kleine Gestalt fest an sich pressend. „Nun hast Du Niemand mehr als mich... nun bist Du auf immer mein liebes Eigenthum.“

Dreizehntes Kapitel.

In Dönninghausen wurde Johann Leopold's Rückkehr erwartet. Den Tag derselben hatte er, um den Empfangsfeierlichkeiten zu entgehen, nicht geschrieben; so war denn, als er mit dem Nachmittagszuge in Thalrode ankam, kein Wagen für ihn geschickt und der Gastwirth, der bei solchen Gelegenheiten Fuhrwerk zu liefern pflegte, bat ihn mit einer Flut von Entschuldigungen, sich eine halbe Stunde gedulden zu wollen, weil der Ernte wegen alle Pferde im Felde wären. Johann Leopold befahl, ihm ein Glas Bier in die Laube zu bringen, und nachdem er den schwatzhaften Wirth kurz abgefertigt hatte, saß er in dem schattigkühlen Versteck den Heimatbergen gegenüber und fühlte bei ihrem Anblick eine Freude, deren er sich nicht fähig gehalten hätte.

Aeußerlich war er kaum verändert; das blasse Gesicht nur wenig gebräunt, die Haltung nur wenig straffer, die Bewegungen nur wenig elastischer als vor der Reise. Und innerlich? — Auch jetzt fühlte er sich nicht völlig befreit von dem seelischen Druck

seiner Erbkrankheit, aber leichter war derselbe geworden; die Anfälle des Uebels waren seit Jahresfrist nur schwach gewesen, waren jetzt seit Monaten ausgeblieben — vielleicht war ihm der Himmel doch noch gnädig — und wenn, wie des Großvaters letzter Brief behauptete, Magelone seiner Heimkehr wirklich mit Sehnsucht entgegensah — wenn sie ihn lieben konnte und mit ihm wartete, bis er sie mit ruhigem Gewissen sein nennen durfte! — Aufseufzend strich er über Stirn und Augen, aber die holden Zukunftsbilder wollten sich heute nicht wie sonst verscheuchen lassen; verheißungsvoll winkten sie ihm am Eingange des Vaterhauses zu — und er hatte so lange gegen Herz und Sinne gekämpft und war des Kampfes so müde!

Nahende Schritte weckten ihn aus seinen Gedanken.

„Guten Tag, Junker! Glücklich wieder da?" rief eine heisere Stimme, und der rothe Jakob streckte dem Aufblickenden die Hand entgegen.

Johann Leopold schüttelte sie, wie es von Alters her zwischen ihnen der Brauch war.

„Nun Jakob, Du siehst ja wieder ganz stattlich aus!" sagte er. „Hoffentlich geht es Dir und Deiner Christine noch immer gut in Eurem Waldnest?"

„Danke, Junker, wie's unsereinem gehen kann," antwortete Jakob, und indem er sich ohne Weiteres Johann Leopold gegenübersetzte, fügte er hinzu: „Ist mir ungeheuer angenehm, daß ich Sie gleich hier an=

treffe; — habe mit dem besten Willen von der Welt großes Unheil angerichtet, und meine einzige Hoffnung ist, daß Sie Alles wieder in's Geleise bringen."

„Wenn ich es kann, von Herzen gern," antwortete Johann Leopold. „In den nächsten Tagen komme ich zu Dir hinauf, dann wollen wir die Sache besprechen."

„Nein, Junker, jetzt gleich müssen Sie mich anhören," fiel Jakob ein. „Wenn Ihnen die da drüben," er deutete in die Ferne, „erst den Kopf warm gemacht haben, können Sie krumm und gerade nicht mehr unterscheiden. Ich aber sage Ihnen, und ich will's beschwören, daß die gnädige Frölen keine Schuld gehabt hat, aber auch gar keine — und daß es eine Sünde und Schande ist, sie fortzujagen wie einen räudigen Hund . . ."

„Mensch, sprichst Du von meiner Cousine?" fiel ihm Johann Leopold in's Wort. „Mäßige Dich und laß den Unsinn. Freiwillig ist sie zu ihren Verwandten gegangen, nachdem sie freiwillig ihre Verlobung aufgelöst hatte."

„So? Alles nur aus Plaisirlichkeit?" sagte Jakob mit boshaftem Grinsen. „Natürlich behaupten das die Beiden, die an Allem schuld gewesen sind . . . Zu ihren Verwandten, meinen Sie? — unter die Kunstreiter ist sie gegangen . . . da können Sie's mit eigenen Augen lesen." Er legte eine Brieftasche auf

den Tisch und suchte mit der gesunden Hand ein Blatt daraus hervor, das er Johann Leopold reichte. „Meine Christine hat sich darüber fast die Augen ausgeweint," fuhr er fort, „und ich habe versprochen, daß ich's Ihnen sagen will, damit Sie das gnädige Frölen wieder herholen und Die fortjagen, die's verdienen."

Johann Leopold hatte das Blatt überflogen.

„Unsinn!" rief er, die Stirne runzelnd. „Es werden ebensoviel Lügen gedruckt wie gesprochen. Aber was meinst Du mit den Beiden, die schuld sind? — was geht Dich überhaupt die ganze Geschichte an? — Ein unverschämter Geselle bist und bleibst Du ..."

„Junker!" schrie der rothe Jakob auf, und ein böser Blick brach aus den tiefliegenden Augen; nach einer Pause fuhr er ruhiger fort: „Diesmal habe ich's freilich verdient, daß man mich schilt, wenn auch in anderer Weise als Sie's meinen ... Es wurmte mich gar zu sehr, die gnädige Frölen so betrogen zu sehen. Im Walde haben sich die beiden getroffen, der Junker Otto und die gnädige Frau von Magelone, die dazumal bei den Klausenburg'schen zum Besuch gewesen ist. Immer dreister sind sie geworden und immer verliebter, und mittlerweile ist der Hochzeitstag immer näher gekommen — und endlich hab' ich's nicht länger mit ansehen können und habe die gnädige Frölen unerwartet darauf zukommen lassen,

wie die Beiden sich in den Armen gelegen haben und die ganze Welt vergessen war."

„Weiter!" sagte Johann Leopold, der bleich und starr, mit aufgestütztem Kopfe dasaß. Der rothe Jakob zuckte die Achseln.

„Was ist da weiter groß zu sagen?" antwortete er. „Die gnädige Frölen ist gewesen wie ein Steinbild; kein Wort hat sie geredet, nur die Augen haben so beweglich ausgesehen, wie die vom Reh, das verenden will. Ich habe die Christine gerufen, daß sie ihr zureden soll — aber das war Alles umsonst! — Ich habe gemeint, sie wird sich ein Leid anthun ... Was es im Schlosse gegeben hat, kann ich natürlich nicht wissen; aber die gnädige Frölen ist fort, und Junker Otto sitzt warm und fest in Tannhagen, das der gnädigen Frölen gehören sollte, und was die gnädige Frau von Magelone betrifft ..."

„Es ist gut, Jakob!" fiel Johann Leopold ein, indem er sich erhob. „Was sich thun läßt, soll geschehen, verlaß Dich darauf ... Da kommt der Wagen ... Du magst Dich bis zum Klausenburger Kreuzweg zum Kutscher setzen."

„Danke, Junker, habe noch in Thalrode zu thun," antwortete Jakob. Der Wirth stürzte herbei, dem gnädigen Herrn beim Einsteigen zu helfen; müde sank dieser in die Kissen zurück.

„Der ist auch nicht gesunder geworden," sagte Jakob, nachdem er den Fortfahrenden zum letzten Mal gegrüßt hatte.

„Und freundlicher auch nicht," brummte der Wirth. „Hochnäsig und steifnackig sind sie Alle, die da auf Dönninghausen beisammen sitzen.

Der rothe Jakob lachte höhnisch vor sich hin.

„Stolz und stattlich müßt Ihr sagen!" rief er. „Für die Art gilt ander Maß und Gewicht, als für unsereinen."

Stolz und stattlich sah es denn auch aus, als der Wagen, der den Erben des Hauses zurückbrachte, an der Freitreppe vorfuhr, das Dienstpersonal herbeilief, Goldhund in wilden Freudensprüngen den Aussteigenden umkreiste, und der alte Christian, mit Freudenthränen an den weißen Wimpern, ehrerbietig am Schlage stand, während der Freiherr in seiner gebietenden Haltung am Eingange erschien.

„Gott segne Dich, mein lieber Junge!" rief er mit schallender Stimme, indem er den Enkel umarmte, und sein aufleuchtender Blick überflog Gesicht und Gestalt des jungen Mannes, der sich mit aller Willenskraft aufrecht hielt.

„Lieber Großvater, wie freue ich mich, Dich so unverändert wiederzufinden!" sagte er herzlich! und dann umarmte er Tante Thekla, die aus dem Hintergrunde hervortrat, und als er sie losließ, stand Mage-

lone da, mit erröthendem Gesicht und flimmernden Augen, ein süßes Lächeln auf den Lippen. Und mit diesem süßen, lügnerischen Lächeln, wie Johann Leopold zu sich selber sagte, flüsterte sie, ihm beide Hände reichend, weich und zärtlich, wie er es nie von ihr gehört hatte:

„Gott sei Dank, daß Du glücklich wieder da bist!“

Einen Augenblick fühlte er sich versucht, sie trotz Allem, was er gehört hatte, an sich zu reißen; aber er beherrschte sich und küßte ihr nur die Hand. Magelone wechselte die Farbe; sie hatte eine wärmere Begrüßung erwartet. Doch schon im nächsten Moment war ihr Gesicht wieder hell wie zuvor. Johann Leopold konnte ja nicht wissen, wie sie über ihn und seinen Abschiedsbrief dachte. Sobald als möglich sollte er das erfahren, vielleicht fand sich noch heute Gelegenheit, es ihm klar zu machen.

Wenn er selbst nur etwas gewandter gewesen wäre! Aber anstatt Magelone in den Garten zu folgen, als sich der Freiherr bald nach dem Abendessen zurückzog, setzte er sich zu Tante Thekla in die Veranda.

Eine Zeitlang hatte er bereitwillig auf ihre Fragen geantwortet, dann sagte er:

„Liebe Tante, ich möchte mir auch von Dir einige Aufschlüsse erbitten. Der rothe Jakob, den ich

zufällig in Thalrode getroffen habe, hat mir seltsame Mittheilungen gemacht; welcher Art sie sind, brauche ich wohl nicht erst zu sagen."

Tante Thekla antwortete nicht, aber ihr Gesicht verrieth ihre Bestürzung.

„Du schriebst mir, daß Ihr übereingekommen seid, nicht mehr von Johanna zu sprechen," fuhr Johann Leopold nach einer Pause fort; „es thut mir leid, Dich zu quälen; ich möchte aber Niemand Unrecht thun, darum bitte, sag' mir: hat Otto Johanna Anlaß zur Eifersucht gegeben? — Nach den Details frage ich nicht, nur Ja oder Nein, liebe Tante."

„Er weiß Alles?" sagte die alte Dame zu sich selbst, und unfähig, die Wahrheit zu verleugnen, antwortete sie:

„Ja, leider!"

Johann Leopold hatte den Kopf gesenkt und athmete schwer.

„Und Großpapa hat davon nichts erfahren?" fragte er nach abermaliger Pause.

„Nein, mein Bruder glaubt, daß sich Otto und Johanna wegen ihrer väterlichen Verwandten entzweit haben, daß er von ihr verlangt hat, zwischen uns und diesen Leuten zu wählen ..."

„Und in dem Irrthum hat ihn Otto gelassen?" rief Johann Leopold.

Die Tante legte erschreckt die Hand auf seinen Arm.

„Du willst ihn doch nicht etwa aufklären?“ fragte sie. „Ich bitte Dich um Alles, thu' es nicht ... Du kannst nichts damit gut machen! Johanna kann ja doch nicht mehr unter uns leben ... Und mein Bruder mit seinem Ehrgefühl, seiner Pflichttreue, ich bitte Dich, schone ihn ...“

Sie brach in Thränen aus.

„Sei ruhig!“ bat Johann Leopold. „Ich verspreche Dir, Großpapa nichts zu sagen, was nicht gesagt werden muß. Aber nun noch eine letzte Frage: was weißt Du von Johanna?“

„Johanna ist bei ihrer Stiefmutter,“ antwortete sie; „die Frau hat wieder geheirathet, den Kunstreiter Batti, und die arme Johanna ist Kunstreiterin geworden.“

Also wirklich! Johann Leopold hatte die Zeitungsnotiz, die ihm Jakob gegeben, für unwahr gehalten, aber nun sagte er sich, daß dieser Gang der Dinge ein naturgemäßer sei. Das Künstlerblut des Vaters und die unglückselige zweite Heirath der Stiefmutter hatten Johanna, als ihre bisherigen Verhältnisse zusammenbrachen, unabweislich auf diesen Weg getrieben. Vielleicht hatte sie auch, leidenschaftlich wie sie war, zwischen dem Einst und Jetzt eine unüberwindliche Schranke aufrichten wollen. Das war ihr gelungen. Unüberwindlich war die Schranke für Jo-

hann Leopold's Empfinden sowohl wie der Welt gegenüber. Jeder Blutstropfen in ihm empörte sich gegen die Kunstreiterin, und Tante Thekla's Worte: „Johanna kann nicht mehr unter uns leben," sprachen seine eigene Ueberzeugung aus.

Das also war vorbei und abgethan, aber was weiter? Warum konnten seine Beziehungen zu Magelone nicht ebenso zweifellos feststehen? und warum konnte er, wenn er entsagen mußte, nicht wenigstens ihr Bild in unbefleckter Schönheit festhalten? Aber ihr heutiger Empfang nach dem, was zwischen ihr und Otto vorgegangen, war ein doppelter Verrath. Oder suchte sie vielleicht aus Furcht vor dem Großvater, aus Reue, aus Pflichtgefühl ihr Herz zu überwinden? Das durfte nicht sein, und vor Allem durfte er selbst sich keinen Illusionen hingeben, mußte der Versuchung, so hold sie war, gleich und auf immer ein Ende machen.

Seufzend sah er auf; eben kam Magelone die Allee entlang, die lichte Gestalt, das lockige Haar von goldigem Abendschein übergossen — für Johann Leopold der Inbegriff aller Anmuth. Leichtfüßig eilte sie die Stufen herauf und im nächsten Moment schlang sich eine Ranke duftender Sommerblumen um Johann Leopold's Schulter und Arme.

„So — allen Empfangsfeierlichkeiten sollst Du doch nicht entgehen!" sagte sie neckisch. „Wie willst

Du Dich nun wehren? Blumenketten zerreißt man nicht."

„Warum nicht? Lieber ein zerrissener Kranz als ein welkender," gab er bitter zur Antwort, indem er die Guirlande abstreifte.

„Hu—u! Ist das ein Ton und ein Gesicht!" rief Magelone. „So nimmt man allenfalls Abschied, aber wenn man wiederkommt und herzlich empfangen wird wie Du . . ."

Sie brach ab, setzte sich neben Tante Thekla und sah in den Garten hinunter.

„Wiederkommen ist oft schwerer wie Abschiednehmen," sagte Johann Leopold. „Ich habe hier so Manches verändert gefunden," fuhr er nach einer Pause fort, „und am meisten verändert bin ich selbst und darf Dich darüber nicht im Unklaren lassen . . . Bleib', liebe Tante!" bat er, als die alte Dame aufstand. „Was ich Magelone zu sagen habe, müßt Ihr Alle erfahren."

Einen Augenblick rang er nach Athem, dann sprach er scheinbar ruhig weiter:

„Es handelt sich um Großpapa's Wunsch, uns Beide, liebe Magelone, mit einander zu verheirathen," sagte er. „Du hast Dir Mühe gegeben, Dich an diesen Gedanken zu gewöhnen, und ich — obwohl ich sah, daß es Dir schwer wurde — habe mir eine Weile eingeredet, es würde Dir gelingen. Das ist

vorbei! Als ich fortging, glaubte ich großmüthig zu sein, indem ich Dir eine Art halber Freiheit gab; mehr war es nicht, da Du mich noch gebunden wußtest. Nun aber nehme ich Dir auch diese letzte Fessel von der Seele; Du bist mir keine weitere Rücksicht schuldig; wir sind Beide vollständig frei."

Seine Stimme war immer klarer und fester geworden; bei den letzten Worten stand er auf.

„Gute Nacht!" fügte er hinzu, indem er der Tante und Magelone die Hand reichte. „Entschuldigt mich — ich bin vom langen Fahren müde."

Magelone gab ihm nur die Fingerspitzen, ohne ihn anzusehen, aber er bemächtigte sich der kleinen kalten Hand.

„Nicht wahr, Du weißt, daß ich Dein Freund bin?" fragte er; „wenn ich Dir das jemals durch die That beweisen kann, so zähle auf mich. Willst Du das thun?"

„Gewiß, ich bin ja von Deiner Zuverlässigkeit überzeugt!" rief sie spöttisch, indem sie ihm die Hand entzog und mit einem wahren Flackerlicht in den Augen zu ihm aufsah. „Uebrigens kannst Du gleich etwas für mich thun ... ich möchte fort! Bitte Großpapa, daß er mich gehen läßt ..."

„Kind, was fällt Dir ein?" rief Tante Thekla und Johann Leopold fragte:

„Hoffentlich gehst Du nicht um meinetwillen?"

Sie warf erglühend den Kopf zurück.

„Um Deinetwillen? Wie kommst Du darauf? Wir sind ja die besten Freunde!“ sagte sie noch spöttischer als vorher. „Nein, es ist die alte Dönninghäuser Langeweile, die mich forttreibt. Tante Thekla weiß, wie ich seit Jahren darunter seufze.“

„Aber Kind, Du bist ja den ganzen Winter fort gewesen,“ warf die Tante ein.

„In Hedwig's und Hildegard's Kinderstuben — soll mir das etwa als Vergnügen angerechnet werden?“ rief Magelone. „Ich möchte endlich 'mal etwas Vergnügen haben! Nach Wien möcht' ich zu Walburg's, und wenn sich von dort aus eine passende Reisegelegenheit fände, nach Petersburg zu Waldemars — sie haben mich so und so oft eingeladen.“

„Otto's Bruder — wahrscheinlich soll er für die Heirath der Beiden gewonnen werden,“ sagte Johann Leopold zu sich selbst, und von diesen Gedanken erfüllt, antwortete er:

„Ich will thun, was ich kann, liebe Magelone. Wenn aber Großpapa trotzdem Nein sagen sollte, — Du weißt, es ist ihm unangenehm, wenn Frauen ohne zwingende Gründe reisen — so findest Du auch in der Nähe, was Du in Petersburg suchen willst.“

Er meinte: eine Befürwortung ihrer Herzenswünsche. Sie verstand ihn falsch.

„Was ich suche, ist nur Erlösung von hier!“ rief sie, indem sie sich mit flammendem Gesicht erhob. „Wenn Großpapa Nein sagt, gehe ich ohne Erlaubniß. Ich habe mich lange genug aus Familienrücksichten kasteit.“ Dabei raffte sie mit beiden Händen ihr langes weißes Kleid zusammen und eilte an Johann Leopold vorbei, in den Garten hinunter.

Tante Thekla sah bittend zu dem Neffen auf.

„Sei ihr nicht böse ... Ihr habt Euch Beide mißverstanden,“ fing sie an; er fiel ihr in's Wort:

„Ich bin nicht böse,“ sagte er, „und habe sie nicht mißverstanden; im Gegentheil, ich weiß, was sie wünscht und braucht, und habe die beste Absicht, ihr zu helfen ... ihr und Otto. Bitte, sage ihr das in Deiner milden, schonenden Weise. Du siehst, ich bin zu ungeschickt dazu.“

Mit diesen Worten küßte er ihr die Hand und ging in's Haus.

Rathlos sah ihm die alte Dame nach. Im ersten Augenblick schien es ihr geboten, ihn über seinen Irrthum aufzuklären. Aber was konnte sie ihm sagen? Doch nur, daß Magelone entschlossen gewesen, ihn zu heirathen. Wenn er mehr zu wissen verlangte, wenn er fragte, liebt sie mich? Was konnte sie antworten? Und selbst wenn er nicht fragte, wenn er sich geflissentlich täuschte, mußte ihm nicht früher oder später — zu spät vielleicht — klar werden, daß Magelone

ihn nicht liebte? — und würde sie, die sich nicht gescheut hatte, um einer flüchtigen Herzensregung willen Johanna's Glück zu zerstören, würde sie Johann Leopold's Glück und Ehre heilig halten?

„Wenn ich wüßte, was das Rechte ist!" seufzte Tante Thekla und fand erst nach langem Sinnen Trost in dem Gedanken, daß, wenn es in Gottes Rathschluß läge, Magelone und Johann Leopold zu vereinigen, sie sich trotz aller Mißverständnisse, auch ohne Hülfe einer alten Frau zusammenfinden würden.

Zu derselben Zeit stand Johann Leopold in seinem Zimmer am offenen Fenster, und während er über die dunklen Laubmassen des Parks und die überragenden Waldberge zu den Sternbildern empor sah, deren Auf- und Niedergang er so oft von diesem Fenster aus beobachtet hatte, kam zum ersten Mal jenes mächtige Heimatsgefühl über ihn, das die Persönlichkeit zugleich absorbirt und erweitert. Der Großvater war ihm plötzlich verständlicher als bisher, und die Aufgabe, der sich der Greis seit einem halben Jahrhundert gewidmet — das Glück und Gedeihen Dönninghausens — erschien ihm in einem neuen Lichte. Jahrelang hatte Johann Leopold ein höheres Ziel und einen weiteren Spielraum für seine Thätigkeit ersehnt, da er sich durch seine Krankheit gehemmt sah, hatte er auch das Erreichbare verschmäht, das sollte anders werden! Er wollte dem Großvater beweisen, daß er

nicht nur der Erbe seines Vaters war, sondern bereit, in seinem Sinne weiter zu wirken.

Ein Klopfen an der Thür entriß ihn seinen Gedanken, und auf sein „Herein!" trat Otto in's Zimmer.

„Du!" rief Johann Leopold verwundert, indem er dem späten Gaste entgegen ging und ihm zögernd die Hand bot. Otto berührte kaum seine Fingerspitzen.

„Verzeihe, daß ich Dich zu dieser ungehörigen Stunde überfalle," sagte er, indem er Hut und Handschuhe auf den Tisch schleuderte und sich selbst in den nächsten Sessel sinken ließ. „Als Großpapas Botschaft kam, habe ich mich verleugnen lassen," fuhr er fort, während er das feuchte Haar zurückstrich und Johann Leopold im Lampenlichte ein bleiches, überwachtes Gesicht zeigte. „Es war mir nicht möglich, mit Euch zu Tisch zu sitzen und freundliche Grimassen zu machen . . . Ich bin 'mal wieder in der Patsche, und wenn Du mir nicht hilfst . . . Aber wozu? — besser ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende!"

„Laß das, sprich verständlich!" fiel ihm Johann Leopold in's Wort, indem er sich Otto gegenübersetzte, und als dieser, den Kopf aufstützend, stumm vor sich niederstarrte, fügte er hinzu: „Du hast gespielt?"

„Ja, ich habe gespielt!" antwortete Otto, erhob den Kopf und sah den Vetter mit dunkel glühenden Augen an. „Schleppe Dich einmal wie ich, vom Morgen zum Abend, durch Tage, die Dir nichts bieten,

als eine langweilige Beschäftigung nach der andern und nichts in Aussicht stellen, als ein Weiterstampfen in derselben gottverdammten Tretmühle; so lange wenigstens, als Dein Schicksal von den Launen eines eigensinnigen, bornirten Alten abhängt . . ."

„Otto, besinne Dich!" unterbrach ihn Johann Leopold in strengem Ton. „Der Augenblick, Andere anzuklagen, ist übel gewählt. Du brauchst Hülfe, sie steht Dir zu Gebot, aber unter der Bedingung . . ."

„Daß ich verspreche, keine Karte wieder anzurühren!" rief Otto mit häßlichem Auflachen. „Natürlich werde ich das Versprechen geben . . . aber wenn mich die Leidenschaft packt . . ."

Mit einem Achselzucken brach er ab.

„Wenn Dich die Leidenschaft packt, hilft nur der eigene feste Wille," sagte Johann Leopold, „das weiß ich und überlasse Dich in dieser Beziehung Dir selbst. Das Einzige, was ich thun kann, ist, Dich aus Verhältnissen loszumachen, die Dich bedrücken . . ."

„Bedrücken?" wiederholte Otto. „Nur bedrücken?" — erdrücken kannst Du sagen. Verwalter eines kleinen elenden Gutes bin ich . . . ich, dem die Landwirthschaft verhaßt ist! . . . ich kann nur Soldat sein!"

„Aber Du hast doch freiwillig den Abschied genommen!" sagte Johann Leopold. Otto sah vor sich nieder.

„Nein, nicht freiwillig, auf Befehl des Alten," antwortete er. Merkwürdig, daß er Dir das nicht geschrieben hat! Das unselige Spiel war auch damals schuld . . ich hatte mein Wort gegeben und vergessen . . . und er dekretirte, daß ich des Königs Rock nicht länger tragen dürfe."

„Das wird er zurücknehmen," sagte Johann Leopold. „Ich werde ihm vorstellen . . ."

„Gib Dir keine Mühe!" fiel Otto ein. „So lange er lebt, muß ich zu Kreuze kriechen . . . Ja, wenn ich die Mittel hätte . . ."

„Wozu?" fragte Johann Leopold, als Otto verstummte.

„In ein russisches Garderegiment zu treten," antwortete Otto. „Durch Protektion ist dort viel zu machen. Waldemar könnte mir sehr behülflich sein . . ."

Johann Leopold fühlte sich seltsam berührt. War es Zufall, unbewußte Uebereinstimmung, daß die Beiden sich nach Rußland sehnten? Jedenfalls wollte er ihnen helfen, soweit es in seiner Macht lag.

„Die Mittel werden sich finden," sagte er nach einer Pause. „Während meiner Abwesenheit habe ich, wie Du wohl gehört haben wirst, Mama's ältesten Bruder beerbt. Mein Jahresantheil an den böhmischen Kohlenwerken wird für Deine Bedürfnisse ausreichen, — ich trete ihn Dir ab . . . Danke mir

nicht!“ fügte er hinzu, als Otto mit einem Ausruf des Erstaunens auffuhr. „Es handelt sich nicht um ein Geschenk, sondern um Leistung und Gegenleistung.“

„Leistung? . . . ich verstehe Dich nicht!“ rief Otto.

„So höre!“ sagte Johann Leopold, und den Kopf aufstützend, so daß die Hand seine Augen beschattete, fuhr er mit ruhigem Tone fort: „Ich werde mich nie verheirathen . . .“

„Johann Leopold!“ schrie Otto auf.

„Ich werde mich nie verheirathen,“ wiederholte er mit derselben Ruhe, „aber der schönen, wichtigen Aufgabe, den Erben des Majorats in meinem Sinne zu erziehen, möchte ich nicht entsagen. Bei dem Sohne, der Deinem Bruder Waldemar vor vier Wochen geboren wurde, werden seine Großmutter Walburg, unser Großvater und ich Gevatter stehen, und es ist mein Wunsch, den kleinen Johann Karl Leopold zu adoptiren. Daß der künftige Majoratserbe hier erzogen wird, versteht sich von selbst . . . Waldemars müssen sich darein ergeben und Großpapa wird glücklich sein . . .“

„Und ich?“ rief Otto. „Von mir ist bei dem Allen gar nicht die Rede? Bitte, vergeßt nicht, daß ich der ältere Bruder bin, daß also, wenn Du nicht heirathest, das Majorat von Rechtswegen an mich und meine Erben fallen muß.“

„Weil ich es nicht vergessen habe, sage ich Dir

dies Alles," antwortete Johann Leopold. „Familienstreitigkeiten und Prozesse sind mir verhaßt; ich möchte sie Dönninghausen nicht hinterlassen und schlage Dir darum ein freundschaftliches Uebereinkommen vor."

„Freundschaftlich?" wiederholte Otto bitter. „Das ist wahr! Die Erstgeburt für ein Linsengericht."

Johann Leopold erhob den Kopf, seine Augen blitzten.

„So ist es denn doch nicht," sagte er. „Großpapa würde, auch ohne meinen Plan, Alles daran setzen, Dich vom Majorat auszuschließen — ob er ein Recht dazu hat, magst Du Dir selbst beantworten. Außerdem bleibe ich im Besitz, so lange ich lebe, und trotz aller Kränklichkeit kann ich ein hohes Alter erreichen. Ich glaubte daher allen Ernstes, weder unfreundschaftlich, noch unverwandtschaftlich zu handeln, indem ich Dir — für das Verzichtleisten auf ein mehr oder weniger imaginäres Recht — sehr reale Vortheile bot. Denke darüber nach, übereilen sollst Du Dich nicht; das Einzige, was Eile hat, ist Deine Spielschuld. Was brauchst Du?"

Otto nannte die Summe; ohne jede Bemerkung schrieb Johann Leopold eine Anweisung auf seinen Bankier, aber als Otto das Papier mit einigen Worten des Dankes in Empfang nahm, fiel er ihm in's Wort:

„Danke mir nicht! es geschieht um des Namens willen, den wir Beide tragen," sagte er kurz und

herb. Otto sollte sich ihm nicht bis zur Demüthigung verpflichtet fühlen.

Aber er that es doch! Als die Thüre hinter ihm zufiel, nachdem er hastig Gutenacht gesagt hatte, drückte er die geballten Hände an die Schläfen.

„Das von Johann Leopold annehmen müssen!" murmelte er. „Eine Kugel vor den Kopf wäre besser!"

In dieser Stimmung kam er nach Taunhagen zurück. Unheimlicher als je sahen ihn die leeren Zimmer an; lauter als je mahnten sie an Johanna. Bald hier, bald da glaubte er aus dunklem Hintergrunde ein blasses Gesicht mit großen, schreckensvollen Augen auftauchen zu sehen — das Medusenangesicht, das an jenem Morgen im Walde auf ihn und Magelone niedergesehen hatte. Nein, er konnte nicht so fortexistiren! Und warum sollte er — da sich ihm die Möglichkeit bot, ein neues Leben anzufangen? Es war freilich ein hoher Preis, den er dafür zahlte — „die Erstgeburt um ein Linsengericht," wiederholte er in Gedanken; aber um so besser! War es doch gleichsam das Lösegeld seiner Seele. Wie hochmüthig hatte Johann Leopold ihm gegenüber gestanden, mit welcher empörenden Kälte den Dank für den Dienst zurückgewiesen, den er ihm eben geleistet. Johann Leopold, der Gerechte, dem verlorenen Sohn des Hauses. Oder wie? — hatte seine Kälte einen andern Grund? Wußte er von Magelonens Treubruch?

Sagte er darum, daß er nicht heirathen würde? Und — Otto lachte höhnisch auf — ließ er sich das verlorene Herzensglück bezahlen, anstatt den Schuldigen vor die Mündung seiner Pistole zu stellen?

„Mir recht — ich mache mich frei!" schloß Otto sein Selbstgespräch, und ehe er sich niederlegte, schrieb er an Johann Leopold, daß er seine Vorschläge annehmen wolle und zu jeder rechtskräftigen Feststellung ihres Vertrages bereit sei.

Nach wenigen Wochen war Alles geordnet; Johann Leopold hatte dem Großvater erklärt, daß er von der Unheilbarkeit seines Erbübels überzeugt sei, und dem Unvermeidlichen hatte sich der Freiherr ohne Murren gefügt. Magelonens Wunsch, vorläufig nicht unter einem Dache mit Johann Leopold weiterzuleben, fand er berechtigt. Schwerer war es, ihn für Otto's neue Pläne zu gewinnen. Er hatte zwar erklärt, und es wahr ihm bitter Ernst damit, daß er Otto's Händen das Majorat nicht anvertrauen würde, aber daß der junge Mann freiwillig auf das Gut verzichten wollte, begriff er nicht; es verstimmte ihn auf's Neue gegen den kaum wieder zu Gnaden Angenommenen, und endlich erklärte er: es wäre am besten, wenn Otto fortginge, und das so bald als möglich, es wäre ja doch Hopfen und Malz an ihm verloren. So reiste denn Magelone vorläufig nach Wien zu Walburgs und Otto ging nach Petersburg. Es wurde einsam in Dönninghausen.

Vierzehntes Kapitel.

Anderthalb Jahre waren verflossen, seit Johanna in dem Terrassenhäuschen vor dem Kahlenberger Thore wohnte. Ein grauer Dezembertag ging zu Ende; schon konnte sie am Schreibtisch nicht mehr sehen, stand auf und trat an's Fenster, um noch einmal im verglimmenden Tagesschimmer zu lesen, was in der großen süddeutschen Zeitung, die ihr Doktor Wolf geschickt hatte, über ihr kürzlich erschienenes Buch gesagt war. Die Anerkennung that ihr wohl und weh zugleich — wo waren sie Alle, in deren Herzen ihre Freude einen Widerhall gefunden hätte?

Aber im nächsten Moment erhob sie den Kopf und trocknete die Augen; hatte sie denn nicht Ursache, froh und dankbar zu sein? — „Gewiß, das habe ich," sagte sie zu sich selbst, und während sie über die mattschimmernde Schneefläche in die Dämmerung hinaus sah, ließ sie, was ihr das Leben hier gebracht hatte, an ihrem geistigen Auge vorüberziehen.

Da war vor Allem eine lange Reihe scheinbar einförmiger, in Wahrheit aber unsagbar reicher Ar-

beitstage, in denen Schaffenslust und Mühe die Herzenskämpfe und Schmerzen mehr und mehr zurückdrängte, bis eine Stunde kam, die sie nie vergaß.

Es war im Herbst; sie ging im Abendschein einen Heckenweg entlang; weiße Sommerfäden zogen durch die klare Luft; ringsum war Alles still. Plötzlich klang ein Jubellaut — ein später Lerchentriller — aus der Höhe; überrascht blickte sie empor und in demselben Moment wurde sie sich eines langentbehrten Aufathmens bewußt. Seitdem konnte sie ohne Bitterkeit, wie an einen völlig Fremden, an Otto denken; nur das Gefühl, daß ihr Etwas Schönes verloren gegangen, hatte sie noch; aber ihr Wesen war unberührt, der Kern ihres Lebens unverletzt geblieben.

So innerlich genesen, hatte sie sich immer mehr ihres neuen Daseins erfreut; ihrer Arbeit an und für sich, der immer gelungeneren Lösung ihrer Aufgaben und der Erfolge, die sie errang. Manche Anerkennung, manches ermunternde Wort, mancher warme, verständnißvolle Gruß war in ihre Einsamkeit gedrungen und hatte ihr das Frohgefühl sympathischer Wirkung in die Ferne gegeben.

Und welche Herzenserquickung war ihr aus dem Zusammenleben mit Lisbeth und dem Gedeihen des Kindes erwachsen! Als die Schreckensnachricht aus Brüssel gekommen war, hatte die Kleine wohl bitterlich

um ihre liebe, schöne Mama geweint, die sie nun, wie sie klagte, nie, nie mehr sehen sollte. Kindesgram dauert jedoch nicht lange; bald hatte ihn auch Lisbeth überwunden; die neue Umgebung wurde ihre Welt und alle Hausgenossen nahmen sich der kleinen Waise liebevoll an.

Die liebste, innigste Vertraute ihres Kinderherzens blieb aber doch Johanna, und ein Abendspaziergang mit ihr durch stille Feldwege, das Plauderstündchen vor dem Einschlafen, das Alleinsein am Frühstückstische waren die Glanzpunkte ihrer Tage.

Johanna's Ahnung, daß die Sorge für das Kind ihr allein zufallen würde, war in Erfüllung gegangen. Nur einmal noch, nach der ersten schrecklichen Nachricht hatte Batti geschrieben, verzweiflungsvoll wie jenes erste Mal, hatte Kisten kostbarer Sachen geschickt, die für Lisbeth aufbewahrt werden sollten, dann verstummte er, und nur durch eine Zeitungsnotiz, die Doktor Wolf Johanna brachte, erfuhr sie, daß er, statt nach Petersburg zu gehen, den Winter in Paris zugebracht hatte. Die Größe der Verpflichtung, die sie auf sich nahm, verhehlte sich Johanna keinen Augenblick, aber sie fühlte sich stark und arbeitsfroh. Auf ihre Schreibmappe hatte sie den alten Handwerksspruch geschrieben:

„Fang' Du nur an zu weben,
Gott wird das Garn schon geben.“

Bisher war es ihr gegeben — und auch ferner wollte sie, wie es in den Wanderjahren heißt: „in der Nähe handeln und sich helfen, in die Ferne hoffen und Gott vertrauen."

Und doch — trotz alles Guten, das sie besaß, und am meisten, wenn sie sich dieses Besitzes lebhaft bewußt war, beschlich sie ein Gefühl schmerzlichen Entbehrens. Auch sie verkehrte freundlich mit den Hausgenossen. Doktor Wolf sprach häufig vor, war ihr treuer Berather geblieben, brachte ihr Bücher, Tagesneuigkeiten, Anregungen aller Art, aber mit wachsender Sehnsucht vermißte sie die mütterliche Sorgsamkeit der Großtante, das Zusammenleben mit dem Großvater und Ludwig's rauhe, treue Zuneigung.

Sie gestattete sich aber nie, diesem Heimweh nachzuhängen, und wie immer, wenn es über sie kam, wollte sie auch jetzt ihren Gedanken eine andere Richtung geben, wollte Lisbeth herüber rufen, die zu den Kleinen gegangen war, und trat eben über ihre Schwelle, als ungestüm die Treppenthür aufgerissen wurde.

Unwillkürlich blieb sie stehen; die Hunde im Wohnzimmer bellten, die Thürklingel gellte und aus dem Hintergrunde trat ein Mann mit einer Frage auf sie zu. Sie verstand ihn nicht, aber sie kannte die Stimme.

„Ludwig!" schrie sie auf und im nächsten Augenblick hielt er sie in den Armen.

Und dann kamen die Kleinen mit Licht und Hunden, zu sehen, was es gebe. Ihr Geschrei rief die Anderen herbei; Freude, Verwunderung, Lachen und Weinen wollten kein Ende nehmen. Im Triumph wurde der liebe, gute Doktor Werner in die Wohnstube gezogen, und da saß er nun unter der Hängelampe, von Allen angestaunt. Wie braun er geworden war, und wie viel dunkler sein Haar und sein Bart! Die Augen dagegen schienen heller geworden. — Sannchen fragte, ob sie in der indischen Sonne „verschossen" wären?

Wie merkwürdig, daß er in Indien gewesen war, und nun wieder hier in Hannover in der Glockseevorstadt am runden Tische saß, gerade wie vor drei Jahren! So redeten die Kleinen auf ihn ein und erfuhren auf ihre Fragen, daß er jetzt aus London komme und zum Weihnachtsfeste nach Lindenbad reise, während die großen Schwestern beriethen, was sie dem Gast zu Ehren auftischen könnten, und bedauerten, daß der Vater gerade heute seinen Singverein hatte. Die arme Mutter dachte mehr als je an ihren verstorbenen Liebling, und Lisbeth stand, an Johanna's Arm geklammert, im Hintergrunde, voll Aerger über den Fremden, der zu ihrer Johanna Du sagte und ihr immer wieder über den Tisch die Hand zustreckte.

Sie wollte auch auf ihrem Posten bleiben, als Mutter Rupprecht ihre Kinder bedeutete, Ludwig und Johanna allein zu lassen; aber Jettchen zog sie ohne Weiteres mit fort.

„Endlich!“ rief Ludwig, indem er Johanna noch einmal beide Hände reichte; aber dann schienen ihm für das, was er sagen wollte, die Worte zu fehlen. Nach einer Pause fragte Johanna:

„Kommst Du zu mir oder zu Rupprechts? Ich meine, wußtest Du, daß ich hier bin?“

„Ja, ich weiß es seit wenigen Tagen,“ antwortete er und mit verdüsterter Miene, in dem alten, herben Tone, fügte er hinzu: „Schlimm genug, daß ich es erst von Fremden hören mußte! Warum hast Du mir nicht mehr geschrieben?“

„Ich konnte nicht!“

„Du konntest nicht!“ wiederholte er und seine Lippen zuckten. Beide schwiegen; wie hatten sie nach diesem Wiedersehen verlangt und nun? — Was trennte sie denn noch? Plötzlich lachte Ludwig spöttisch auf.

„So spielt man Verstecken!“ sagte er; „ich sitze in London, in Arbeit vergraben; „denke, Du bist verheirathet, frage also nicht weiter — und Johann Leopold wird gemeint haben, ich wüßte durch Dich Bescheid. Auch nach Lindenbad hast Du nie geschrieben?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Der Briefwechsel mit Mathilde war schon früher eingeschlafen, und ich klage so ungern," antwortete sie. Er hielt das für einen Wink und sagte ablenkend:

„Laß Dir erzählen, wie ich Dich gefunden habe. Bei einem Krankenbesuch — ich praktizire eigentlich nicht, nur einige Landsleute haben mich dazu gepreßt — finde ich meine Patientin voll Entzücken über ein deutsches Buch, daß sie eben gelesen hat. Sie zeigt mir den Titel; das sonderbare Motto erinnert mich an Dich: ‚Fang Du nur an zu weben, Gott wird das Garn schon geben . . .'; erinnerst Du Dich, wie wir uns 'mal über den Spruch gezankt haben? — Während ich daran denke, blättere ich mechanisch weiter: da ist Deine Redeweise; Deine Art, Menschen und Dinge zu sehen; da ist Lindenbad und der Gartenzaun sogar, an dem wir so oft mit der seligen Mutter gestanden, um den Sonnenuntergang zu beobachten; ich nehme das Buch mit nach Haus, lese, lese bis ich fertig bin — ich einen Frauenroman! — Und als ich ihn beiseite lege, sage ich mir: entweder hat sie ihn geschrieben, oder es gibt irgendwo eine Zwillingsseele von ihr. Das war mir psychologisch interessant. Das Uebrige kannst Du errathen. Vorgestern habe ich die Antwort Deines Verlegers bekommen . . . und nun ist's an Dir, zu erzählen, was Du erzählen magst. Nur was Du magst,"

fügte er bitter hinzu. „Ich weiß, daß ich die alten Rechte nicht mehr habe, und nehme sie nicht mehr in Anspruch."

Der Nachsatz that Johanna weh und schloß ihr Herz und Mund. Sie erzählte, gab aber nur die äußerem Umrisse von dem, was sie erlebt hatte. Ludwig glaubte, es schmerze sie zu sehr, in die Tiefe zu gehen. So spielten sie auch jetzt noch Verstecken miteinander, und als die Zeit des Alleinseins vorüber war, wußten sie kaum, ob sie sich des Wiedersehens freuen sollten.

Am nächsten Morgen wollte Ludwig abreisen — er wurde in Lindenbad erwartet — kam aber noch einmal in das Terrassenhäuschen, klopfte bei Johanna und fand sie allein.

„Heute ist's an Dir, Bericht zu erstatten," sagte Johanna, als sie sich gegenüber saßen, und er erzählte in alter, vertraulicher Weise von Reisen, Forschungen, Arbeiten und Erfolgen. Am meisten schien ihn zu erfreuen, daß er kürzlich den Ruf an eine deutsche Universität erhalten hatte. Johanna fragte, ob er ihn annehmen würde.

„Ich weiß noch nicht — es kommt darauf an," gab er zögernd zur Antwort; „aber genug von mir. Ich finde Dich verändert . . . erst heute, im Tageslicht fällt es mir auf: Du bist blaß, siehst angegriffen aus — bist Du krank gewesen?"

Sie verneinte.

„Dann arbeitest Du zu viel, hast zu wenig Bewegung," sagte er, und mit einem Seitenblicke auf den Schreibtisch fügte er hinzu: „Wie bist Du auf die Schriftstellerei verfallen? Ich begreife das nicht."

„Besinne Dich, die ‚Lust zu fabuliren' hatte ich immer," antwortete Johanna. „Mit den Jahren ist sie gewachsen — Gott Dank, daß sie es ist! — Daß ich einst Komödie spielen wollte, war nur ein Verkennen meiner Aufgabe."

„Aufgabe?" wiederholte er. „Du glaubst doch nicht, daß Dich etwas Anderes als äußerlich zwingende Verhältnisse zur Schriftstellerei getrieben haben? — Täusche Dich nicht ..."

„Gewiß glaube ich das!" fiel sie ein und ihre Augen leuchteten in stiller Freude. „Das Sehnen und Suchen nach einem Erdenwinkelchen, in das ich meine Blumen pflanzen könnte, war da, ehe mich die Noth zur Arbeit trieb, und dann, als meine Existenz innerlich und äußerlich zusammenbrach, hat mir mein Talent Heimat und Freunde und Liebe ersetzt — oder laß mich sagen: wiedergegeben, denn Alles Liebenswerthe, das ich je besessen, habe ich in meinen Phantasiebildern wiedergefunden."

Ludwig sah mit zusammengezogenen Brauen stumm vor sich nieder.

„Sieh' nicht so finster drein!" sagte Johanna. „Meines Vaters Tochter bin ich nun einmal, und wenn von seiner großen künstlerischen Begabung auch nur ein Bruchtheilchen auf mich übergegangen ist, so habe ich es dankbar hinzunehmen, als das mir anvertraute Pfund, und habe damit hauszuhalten als frommer Knecht, der über Wenigem getreu ist."

Ludwig kannte und liebte den tiefen, leise zitternden Ton, in dem sie die letzten Worte gesagt hatte. Auch ihre Augen leuchteten wie in alten, jungen Tagen. Mit etwas milderem Ausdruck antwortete er:

„Lassen wir das, es steckt Dir wirklich in Fleisch und Blut; Widerspruch ist da verloren. Nur eine Frage noch: wie haben sich die Dönninghäuser dazu gestellt?"

„Sie werden keine Ahnung davon haben," erwiderte Johanna. Zuweilen, wenn mein Buch so freundliche Aufnahme findet, habe ich mir gedacht, es könnte sie erfreuen."

Ludwig schien den Nachsatz nicht gehört zu haben.

„Dein Schreiben war nicht der Grund Deines Bruches mit Otto?" fragte er wieder.

„Nein, Otto liebte mich nicht — er hat es nie gethan — ich habe die Beweise," antwortete sie; „das sage ich natürlich nur zu Dir. Großpapa würde Otto nie verzeihen."

„Otto und immer wieder Otto!“ dachte Ludwig, indem er aufstand. „Ich muß gehen,“ sagte er; aber als er Johanna zum Abschied die Hand drückte, schien es ihm unmöglich, sich von ihr zu trennen. „Fahre mit nach Lindenbad,“ bat er; „das wäre für uns Alle die beste Weihnachtsfreude.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Für Deine Schwester kaum,“ antworte sie; „und was sollte aus meiner kleinen Lisbeth werden? Allein lassen kann ich sie nicht, und wollte ich die Winterreise mit ihr wagen, so würde sie sich doch in Lindenbad fremd fühlen und Mathilden, die Kinder nicht gerne hat, noch unwillkommener sein als ich.“

Ludwig hatte den Ueberrock angezogen und nahm seinen Hut.

„Rücksichten nach allen Seiten ... ich verzichte!“ sagte er in gereiztem Tone. „Leb' wohl, auf Wiedersehen!“ Mit diesen Worten drückte er ihr herzlich die Hand.

„Schreib' mir!“ bat Johanna; aber schon fiel hinter ihm die Thüre in's Schloß und sie wußte nicht, ob er ihre letzten Worte gehört hatte.

Jedenfalls beeilte er sich nicht, ihre Bitte zu erfüllen. Der heilige Abend kam und verging ohne Gruß von ihm; ebenso die Feiertage. Johanna war mit sich selbst unzufrieden, daß sie noch immer hoffte und wartete und sich von den Erinnerungen, die das

Wiedersehen in ihr erweckt hatte, nicht frei machen konnte. Wo sie auch sein mochte, in der Kirche, im Rupprecht'schen Familienkreise, am Schreibtische, Lindenbad und Dönnighausen ließen sie nicht los.

Und endlich — Johanna konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, als hätte herüber und hinüber eine Wirkung in der Ferne stattgefunden — bekam sie aus beiden Orten ein Lebenszeichen. Das ersehnte Couvert aus Lindenbad enthielt einen Brief Johann Leopold's an Ludwig, dem dieser nur wenige Zeilen beigefügt hatte. Johann Leopold schrieb:

„Dönninghausen, 23. Dezember 1876.

Lieber Freund!

„Obwohl es mir seit Jahren zur Gewohnheit geworden ist, bei Ihnen Rath und Hülfe zu suchen, würde ich Sie mit meinem heutigen Anliegen verschonen, wüßte ich Jemand, der Ihre Stelle vertreten könnte. Aber Sie sind der Einzige, der hier einzugreifen vermag. Ich hoffe daher, daß Sie mir verzeihen, wenn ich das Schwere und Peinliche, das wir bisher schweigend beiseite gelegt haben, zur Sprache bringen muß.

„Eben lese ich in der Zeitung, daß der Kunstreiter Carlo Batti mit seinem Cirkus für diesen Winter nach Petersburg gegangen ist. Seit Kurzem ist aber auch mein Vetter Otto in ein dortiges Garderegiment eingetreten; die Befürchtung, daß ein Zusammentreffen zwischen ihm und Johanna zu neuen Indiskretionen

Anlaß geben, Johanna's Verhältniß zu unserer Familie noch einmal als Reklame für die Kunstreiterei benützt werden könnte, liegt mithin nahe. Ich will Johanna aus dem, was sie in der ersten Empörung gethan hat, keinen Vorwurf machen, muß aber gestehen, daß ich sie für eine edlere Natur gehalten hätte. Die Rücksicht für den Namen unserer Familie und besonders für des Großvaters persönliche Empfindung durfte sie nicht aus den Augen verlieren, und darf es jedenfalls nicht zum zweiten Male thun. Wollen Sie ihr das vorstellen, lieber Doktor? Sie haben größeren Einfluß auf die Unglückliche als ich. Erinnern Sie Johanna auch daran, daß Waldemar, Otto's Bruder, mit seiner jungen Frau in Petersburg lebt. Ich hoffe, daß es nur dieser Mahnung bedarf, um Johanna, nachdem der erste Zorn überwunden ist, zur Schonung für uns zu bestimmen. Sollten Sie, was ich kaum anzunehmen vermag, nicht mit Johanna in Verbindung stehen und ihre Adresse nicht wissen, so genügt es wohl, wenn Sie Ihren Brief an den Cirkus Batti in Petersburg senden.

„Die Postmappe wird geschlossen, darum für heute in Eile ein herzliches Lebewohl von Ihrem freundschaftlich ergebenen

J. L. von Dönninghausen."

Unter diesem Briefe stand, von Ludwig in sichtlicher Erregung geschrieben:

„Liebe Johanna!

„So wenig mich Deine kargen Mittheilungen in den Stand gesetzt haben, den Inhalt dieses Schreibens zu verstehen, so geht mir doch zur Genüge daraus hervor, daß Herr O. v. D. Eure Trennung durch ein nichtswürdiges Lügengewebe zu motiviren sucht. Das soll ein Ende haben! Du wirst mir umgehend die nöthigen Erklärungen geben, so daß ich Deinen Verwandten die Büberei zu enthüllen vermag. Glaube nicht, mich daran hindern zu können; auf irgend eine Weise erfahre ich die Wahrheit. Schlimm genug, daß Du — um einen Nichtswürdigen zu schonen — sie so lange verschwiegen hast."

Das war nicht der Gruß, den Johanna ersehnt hatte, und doch fand sie gerade in diesen zornigen Worten den treuen, herrischen Freund ihrer ersten Jugendzeit wieder, und ein lang entbehrtes Gefühl des Beschütztseins kam über sie. In Dönninghausen einschreiten durfte er zwar nicht, aber es that ihr wohl, zu wissen, daß er auch jetzt noch bereit war, mit dem alten Feuereifer für sie einzutreten.

Mit dieser Empfindung setzte sie sich an den Schreibtisch, ihm zu antworten; den rechten Ausdruck fand sie jedoch wieder nicht; als sie den Brief überlas, erschien er ihr kalt, ungenügend, und doch mußte er fort, damit Ludwig nicht erst in seiner Weise der Wahrheit nachforschte.

Sie hatte geschrieben:

„Von ganzem Herzen danke ich Dir für Deine treue Sorge, lieber Ludwig, und für Alles, was Du in meinem Interesse thun willst und thun würdest, wenn die Dinge lägen, wie Du sie ansiehst. Aber Du hast sowohl meine Aeußerungen, wie Johann Leopold's Brief mißverstanden und falsch gedeutet. Nicht Otto ist schuld an dem Gerücht, daß ich Kunstreiterin geworden, sondern Carlo Batti, der mich dadurch zu dieser Laufbahn — für die er mir Talent zuschrieb — zu zwingen hoffte. Wahrscheinlich ist einliegende, von einem Freunde Batti's verfaßte Zeitungsnotiz Johann Leopold in die Hände gefallen. Bitte, sag' ihm, wie es sich damit verhält, und daß ich an den Indiskretionen des Zeitungsschreibers unschuldig bin. Auf alle weiteren Erklärungen aber bitte ich Dich zu verzichten, nicht um Otto zu schonen, sondern um dem Großvater neuen, schweren Kummer zu ersparen. Tante Thekla, die von Allem Bescheid weiß, hat mir in dieser Beziehung nicht nur zugestimmt, sondern geradezu verlangt, daß ich dem Großvater den wahren Grund meines Bruches mit Otto verschweige. Daß ich ihn auch Dir verschwiegen habe, geschah — bitte, glaube mir das! — nicht aus Rücksicht für Otto, vielmehr aus einem gewissen moralischen Schamgefühl und dem Widerwillen, noch einmal in alle diese Herzensverlogenheit einzugehen. In meiner Empfindung bin

ich so vollständig von Otto losgelöst, daß mich die Erinnerungen an ihn kaum noch wie etwas Selbsterlebtes berühren. Ich hoffte, Du hättest das bei unserem Zusammensein erkannt. Da Du es nicht gethan hast, freue ich mich der Gelegenheit, es Dir zu sagen, denn ich wünsche sehnlich, Dir wieder ebenso verständlich zu sein, wie in alten, guten Tagen. Hat Dich vielleicht ein Ausdruck des Heimwehs nach Dönninghausen oder Großpapa irre gemacht? — Das sind Trennungen, die ich nie verschmerzen werde, aber ich weiß, daß sie unwiderruflich sind, und bitte auch Dich, sie so hinzunehmen. Schreib' mir, daß Du es willst, und dann erzähle mir, wie es Euch Allen geht, und ob Du Dich entschlossen hast, in Deutschland zu bleiben. Wie würde ich mich darüber freuen! . . ."

Der Brief ging ab. Johanna hatte berechnet, wann sie Antwort darauf haben könnte; aber wieder kamen und gingen die Tage in peinlicher Erwartung, und wieder versuchte sie vergebens, ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Im Traum und Wachen war sie mit Ludwig beschäftigt. „Wir müssen uns erst wieder mit einander einleben," sagte sie zu sich selbst.

Fünfzehntes Kapitel.

Auch diesmal hatten Hildegard und Hedwig einen Vorwand gefunden, um den Weihnachtsbesuch in Dönninghausen zu unterlassen. So saßen denn am Sylvesternachmittage nur das alte Geschwisterpaar und Johann Leopold am Kaminfeuer der Wohnstube. Das Gespräch stockte mehr und mehr, denn obwohl die Gedanken der drei Menschen dieselben waren, und obwohl sie das ahnten, scheuten sie sich, dem Gefühl der Oede, das sie Alle beschlich, Worte zu geben. Endlich war nichts mehr zu hören als das Windgeheul, das Ticken der Uhr und dann und wann ein Krachen der Eichenklötze im Kamin, dem dann jedesmal ein helleres Aufflammen folgte. Und während im tanzenden Feuerschein bald das weiße, noch immer hochgetragene Haupt des Freiherrn, bald Tante Thekla feines, stilles Gesicht aus der Dämmerung auftauchte, oder Johann Leopold's Augen unter der hohen schon etwas kahlen Stirne glänzten, erschienen im wechselnden Flackerlicht die Bilder vergangener Zeiten: Jugendlust und Jugendmuth; herrliche Aufgaben; liebe, holde,

unvergeßliche Gestalten, dem Grabe entstiegen; verlorenes Glück, vereiteltes Hoffen, verrathene Liebe, getäuschtes Vertrauen — wer kennt ihn nicht, den schemenhaften, von Jahr zu Jahr anwachsenden Zug, der an den Marksteinen des Lebens an uns vorübergleitet? Tante Thekla sah ihm mit feuchten Augen nach, Johann Leopold in stolzer Resignation, der Freiherr noch immer mit dem Verlangen, der Vergänglichkeit Trotz zu bieten und festzuhalten, was ihm des Haltens werth schien. Er war es auch, der das Schweigen brach.

„So darf es nicht fortgehen!“ sagte er, indem er aufstand und in gewohnter Weise im Zimmer auf und nieder schritt. „Ueber's Jahr, so Gott will, haben wir wieder Kinderaugen unter dem Weihnachtsbaum. Der Majoratserbe gehört zu uns . . . da Waldemar ein zweiter Sohn geboren ist, muß er sich von dem ältesten trennen.“

„Das thut er nicht — davon habe ich mich längst überzeugt,“ antwortete Johann Leopold; „und wenn er es wollte, die Mutter ließe sich keinesfalls dazu bestimmen. Aber ich hoffe, daß sie Alle kommen . . . ich habe längst mit Dir darüber sprechen wollen, lieber Großvater; Waldemar ist der Diplomatie herzlich müde; seine Frau kann sich an das Petersburger Klima nicht gewöhnen, für die Kinder ist es gradezu Gift . . . außerdem Otto's zweifelhafte Stellung in

der Gesellschaft; sie können wirklich nichts Besseres thun, als ihre Zelte abzubrechen und zurückzukommen.„

„Apropos Monsieur Otto, was ist's mit ihm?“ sagte der Freiherr. „Klausenburg hat von Petersburger Bekannten Unglaubliches von dem wilden, glänzenden Leben gehört, das der Bursche führen soll. Elegante Wohnung, Dienerschaft, Equipage, herrliche Reitpferde, Trinkgelage, rasende Spielverluste . . . woher, zum Teufel, nimmt er die Mittel zu alledem? — Du hattest mir versprochen, Dich nicht mehr von ihm ausbeuteln zu lassen . . .“

„Und habe Wort gehalten,“ antwortete Johann Leopold. „Uebrigens hat er außer dem, was ihm zugesichert ist, nichts von mir beansprucht. Er hat Freunde oder vielmehr Freundinnen gefunden . . .“

„Was, die Infamie wäre mehr als Verleumdung?“ rief der alte Herr, indem er stehen blieb. „Klausenburg hat auch dergleichen angedeutet, aber ich habe ihn heimgeschickt. Woher weißt Du davon?“

„Waldemar hat es mir geschrieben. Eine alte Fürstin und die Frau eines ehemaligen Branntweinpächters werden genannt. Waldemar ist unglücklich darüber . . .“

„Das soll er bleiben lassen!“ fiel der Freiherr ein. „Wir haben lange genug Geduld gehabt, endlich weist man dem Elenden die Thür und damit basta... Räudige Schafe gibt's in jeder Familie ... weg damit!“

Eine energische Handbewegung vervollständigte diesen Ausspruch; dann ging der alte Herr ein paarmal schweigend auf und nieder, endlich sagte er:

„Wir sprachen von Waldemars möglicher Rückkehr. Was sollte hier mit ihm werden? — Auf der Bärenhaut liegen, ist nicht seine Sache ...“

„Das soll er auch nicht,“ antwortete Johann Leopold. „Du weißt, lieber Großvater, man will mich zum Landrath machen, und bei den nächsten Reichstagswahlen ist mir ein Mandat so gut wie gewiß. Ich möchte mich diesen Pflichten nicht entziehen, muß mich aber, um ihnen genügen zu können, zum Theil wenigstens meiner hiesigen Aufgaben entledigen. Die Landwirthschaft weiß ich — wenn Du für mich eintreten willst — auf's Beste beaufsichtigt, das Forst- und Hüttenwesen würde ich Waldemar übertragen ... mit den Neuerungen, die ich beabsichtige, nimmt es eine ganze Kraft in Anspruch und wird ihn befriedigen, war es doch von jeher sein Steckenpferd. Dönninghausen hat Platz für uns Alle — und ich sehne mich wie Du, das Wachsen der jungen Triebe am alten Stamme zu überwachen.“

„Hast Recht, Junge!“ rief der Freiherr, und im Vorübergehen neben der Schwester stehen bleibend, fügte er beinahe neckisch hinzu: „Was meinst Du, liebe Alte, werden wir nicht auch wieder jung und lustig werden, wenn kleine, lustige Füße um uns

herum laufen? Wer weiß — wenn man hier wieder lachen hört, kommt auch wohl der Ausreißer Magelone nach Haus . . . Ob ihr denn gar nicht einfällt, daß sie Walburgs mit der Zeit lästig werden könnte?"

„Lieber Johann, sie geht nächstens wieder zu Hedwig," antwortete Tante Thekla. „Hier ist sie nun einmal nicht gern . . ."

„Unsinn!" fiel der Freiherr ein. „Was sollte daraus werden, wenn Jeder fortlaufen wollte, dem eine Hoffnung vereitelt wird? Dies Hinundherreisen zwischen Wildenhayns und Walburgs ist nachgerade unanständig — das schreibe ihr, hörst Du?"

Der Diener brachte die Lampe. Als er gegangen war, sagte Johann Leopold:

„Ueber Magelone habe ich Euch etwas mitzutheilen. Vor einer Stunde kam ein expresser Brief . . . Ich konnte mich bis jetzt noch nicht entschließen . . ."

„Zum Donnerwetter, Junge, mach' ein Ende!" rief der Freiherr. „Was ist's mit dem Kinde? — Ist sie krank, todt? . . ."

„Nichts dergleichen!" antwortete der junge Mann. „Sie hat nur eigenmächtig über sich verfügt . . . Hat sich verheirathet . . ."

„Verheirathet!" wiederholten die alten Geschwister wie aus einem Munde, und der Freiherr fügte grimmig

hinzu: „Weiter im Text! Was ist das für ein Zerren und Zaudern?“

„Ich weiß nur die nackte Thatsache, habe nur eine gedruckte Anzeige bekommen,“ sagte Johann Leopold. „Aber hier ist eine Einlage für Dich, liebe Tante.“

Mit zitternder Hand nahm Tante Thekla den Brief.

„Lies laut!“ herrschte sie der Bruder an! aber sie konnte nicht; Augen und Stimme versagten.

„Willst Du es thun?“ flüsterte sie, Johann Leopold die duftenden Blätter reichend, und indem er die Stirne mit der Hand beschattete, so daß der Ausdruck seines Gesichts nicht zu sehen war, las er ruhig und deutlich:

„Verzeih', liebste, beste aller Tanten! wenn ich Dich mit einer Bitte heimsuche, deren Erfüllung keine Kleinigkeit ist. Aber ich kenne ja Deine Güte und weiß aus lebenslanger Erfahrung, daß Du — auch wenn Du unzufrieden mit mir bist — immer noch ein Wort der Entschuldigung im Herzen und auf den Lippen findest. So sprich denn auch jetzt für mich bei Großpapa und behalte mich lieb . . . Ich zähle darauf!

„Wenn's nur erst gesagt wäre! Wenn ich wenigstens den Anfang hätte! — Der Anfang ist einfach, daß ich's in den Walburg'schen Armenversorgungskonventikeln ebensowenig aushielt, wie in den Wilden-

hayn'schen Kinderstuben. Meine bittere Enttäuschung in Bezug auf die Kaiserstadt Wien habe ich Dir gleich nach der ersten Ankunft bei Walburgs gemeldet. Aber die Wohlthätigkeitsmarotte der Mama und der Tugendfanatismus der Töchter sind seitdem noch gewachsen — ich bin dabei fast verrückt geworden. Bitte, sieh' nicht so böse aus, liebe Tante Thekla! Sagt doch Goethe sogar — es ist das Einzige, was ich mir je von ihm gemerkt habe —:

,Lieber will ich schlechter werden,
Als mich ennuyiren!'

„Von unserem Wohlthätigkeitsbazar schrieb ich Dir. Ich durfte verkaufen. Die Kinder der Finsterniß stehen in dem Rufe, klüger zu sein als die Kinder des Lichts, und ich habe wirklich brillante Geschäfte gemacht; nichts ist übrig geblieben von allen Horreurs, die unter den Schutz meiner schönen Augen gestellt waren. Das Meiste kaufte ein junger, eleganter Mann, der an allen drei Verkaufstagen Morgens und Nachmittag erschien, stundenlang dablieb und mir rasend die Cour machte. Der Zufall — oder sagen wir die Vorsehung — wollte, daß wir eine gemeinsame Bekannte hatten, die eine Art Haus macht. Wir sahen uns wieder; ich lernte seine Eltern kennen: Mama klein, dick, dekolletirt und reich mit Brillanten dekorirt; Papa lang und dünn mit knochigen Händen und großem Erwerbsgenie. Sein Vater hat Ochsen

geschlachtet; e r schlachtete Güter, ist dann unter die neumodischen Speculanten gegangen und soll sich mehrere Millionen zusammengegründet haben. Seine Frau ist eine Gastwirthstochter — ihr Stammhaus soll noch in der Kumpfgasse zu sehen sein. Beide waren charmant gegen mich; Beide theilten die Wünsche ihres Herrn Sohnes, das heißt s i e lechzten nur nach meinem blauen Blute, während es i h m um meine ganze Persönlichkeit zu thun ist. Der Aermste ist wirklich bis über die Ohren in mich verliebt, was neben seiner sonstigen Blasirtheit rührend-komisch wirkt. — Daß Großpapa niemals Ja sagen würde, wußte ich nur zu gut, und so habe ich endlich einen Coup d'état ausgeführt, den Pepi — offiziell heißt er jetzt Felix — ersonnen. Uns in Wien ohne Sang und Klang trauen zu lassen, war unmöglich. Die Eitelkeit der Eltern hätte zu sehr darunter gelitten. Ich nahm also Abschied von Walburgs unter dem Vorwande, nach Herstädt zu gehen, bin aber in Paris gelandet. Felix ist mir nachgereist und seit vorgestern bin ich Baronin Erlenbusch auf Erlenbusch bei Veldes an der Sau.

„Dem Himmel sei Dank, nun hab' ich's aus der Feder und von der Seele! Und nun sei gut, liebe, einzige, himmlische Tante! Bitte, bitte! Ich falte die Hände und beuge die Kniee, und siehst Du — da ist eine wirkliche, echte Thräne auf's Papier gefallen; denn trotz alles Leichtsinns, der mir —

wahrlich nicht durch meine Schuld — angeerbt ist, habe ich Euch lieb, ihr seltsamen, stolzen, guten, ernsten Dönninghäuser, und wenn ich auch nicht mehr unter Euch lebe, liegt mir doch daran, mein Heimatsrecht in Eurem alten Gemäuer zu behalten. Du mußt es auch dahin bringen, Carissima, daß ich eines Tages mit Felix kommen darf. Fürchtet nichts! Er sieht vortrefflich aus: lang, schlank, elegant — mit etwas mehr Ruhe könnte er sogar vornehm erscheinen. Ob er es ist? — qui vivra, verra! Jedenfalls hat er viel vom Kavalier, ist Sportsmann mit allen Chikanen, Pferdekenner, Kunstmäcen — für Ballet und Ballerinen — spielt, wettet, hat prachtvolle Rennpferde und wird das schnell zusammen ‚gegründete' Vermögen des Vaters schnell wieder durch tausend Kanäle fortströmen lassen. — Du erinnerst mich an den armen Wilfried, fragst, wie ich mein Glück zum zweiten Male auf solche Karte wagen kann? — Liebste Tante, ich war verhungert und verdurstet nach Freude, Leben, Bewegung, Glanz, Schönheit, Liebe — nach Allem, was mir seit Jahren versagt blieb. Jetzt genieße ich's mit vollen Zügen. Unsern Honigmond wollen wir hier in Paris zubringen, im ‚Paradis des femmes', dann geht's zurück nach Wien. Aber vorher muß ich von Dir hören: ein Wort der Liebe, der Verzeihung, der Hoffnung, an Baronin Magelone von Erlenbusch, poste restante Paris.

„Schön ist der Name nicht, alt auch nicht; aber ergebt Euch darein und acceptirt ihn und den neuen Großsohn und Neffen, wie ich die Schwiegereltern acceptiren muß. Jesus, Maria und Joseph! die in meinem Salon! — aber ich werde die Zähne zusammenbeißen und aimable sein. Schwiegermutters Diamanten decken manchen faux-pas, und wer so mit den Millionen klimpert, wie Schwiegervater, darf sich schon 'mal unsaubere Wäsche erlauben. — Du siehst übrigens, daß mein neuer Lebensweg kein dornenloser ist; darum sei noch einmal inständig gebeten, Großpapa mit mir zu versöhnen, damit ich wenigstens in Gedanken zu Euch flüchten kann, wenn — — aber Magelone! sind das die passenden Gedanken für eine junge, geliebte Frau? — Könnte ich Dir doch meinen Brautschmuck zeigen, liebste Tante!

,Ich hab' Diamanten und Perlen,
Hab' Alles, was Menschenbegehr —
Und hab' die schönsten Augen — —'

„Und wenn ihr verzeiht, ist Alles gut und ich bin auf immerdar Eure glückliche

Magelone."

Der Freiherr war während des Lesens in gleichmäßigem Schritt auf und ab gegangen und setzte auch jetzt seine Wanderung schweigend fort. Johann Leopold sah gedankenvoll in's Feuer. Tante Thekla nahm den Brief und las ihn noch einmal durch. Magelonens

Bitte um Verzeihung rührte ihr Herz — die junge Frau hatte Recht, Tante Thekla konnte ihr nicht lange zürnen. Was ihr Leichtsinn verbrach, machte ihre Anmuth wieder gut. Auch jetzt war es der alten Dame inniger Wunsch, dem verzogenen Lieblinge beizustehen, und ihren Muth zusammennehmend, sagte sie endlich:

„Lieber Bruder ich muß doch antworten . . . was darf ich schreiben?"

„Was Du willst!" rief er, an ihr vorüber gehend. Plötzlich machte er Kehrt und trat an das Tischchen, auf dem die Lampe stand. Sein Gesicht war wie versteinert in Zorn und Entschlossenheit.

„Nein, nicht was Du willst!" sagte er in hartem Tone. „Wer weiß, zu welchen Konzessionen Du Dich verleiten ließest! Schreiben wirst Du der Frau Baronin Erlenbusch, daß die Angehörigen meines Hauses nicht zum Pläsir auf der Welt sind, sondern um nach Kräften ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit zu thun. Wer das Pläsir vorzieht, muß es draußen suchen; in unsern Kreis gehört er nicht mehr."

„Aber nicht wahr," fing Tante Thekla wieder an, „wenn Magelone herkäme, Deine Verzeihung zu erbitten . . ."

„Würde sie verschlossene Thüren finden!" fiel der Freiherr ein; „es wäre denn, daß der Herr Baron Felix von Erlenbusch die Ahnung seiner Frau erfüllt

und das ergaunerte Geld seines Vaters wieder durchgebracht hätte. Kommt sie dann allein und hilfsbedürftig zu uns zurück, so wird man ihr Brod und Obdach gewähren. So lange sie aber in Jubel und Freuden jener Clique angehört, darf ihr Fuß meine Schwelle nicht betreten. Kein Wort dagegen, Schwester!" fügte der alte Herr mit erhobener Stimme hinzu. „Denk' an Agnes und Johanna! Ich kann nicht in der letzten Stunde verleugnen, was mein Lebenlang die Richtschnur meines Handelns gewesen ist." Und nach einer Pause sagte er im weicheren Tone: „Wir müssen uns darein ergeben, Thekla! Einsamkeit ist die traurige Mitgabe des Alters — wir verstehen die junge Welt nicht mehr und werden nicht mehr verstanden."

Leicht wurde auch dem Freiherrn die Ergebung nicht, die er von der Schwester verlangte. So lange er Otto's und Magelonens Gegenwart auch schon entbehrt hatte, wirklich getrennt fühlte er sich erst, seitdem er sie den Ehrbegriffen seines Hauses nicht mehr einfügen konnte.

„Ich bin nur noch ein alter, morscher Stamm," sagte er am Neujahrsmorgen, als ihm Tante Thekla ihren Glückwunsch brachte. „Nicht nur den Blätterschmuck hat mir der Winter genommen; auch die lebensvollsten Aeste sind mir gebrochen . . . es geht zu Ende mit Döuninghausen!"

In dieser Stimmung saß er am Morgen des dritten Januar mit den Seinigen beim Frühstück, als Doktor Werner gemeldet wurde.

„Was! unser indischer Doktor? Kerl, Du irrst Dich!“ schrie er den Diener an. Aber es war Ludwig Werner, der hereintrat und mit eben so viel Freude als Verwunderung begrüßt wurde.

„Das nenne ich die Leute überraschen,“ sagte der Freiherr noch einmal, als Ludwig endlich an seiner Seite saß und von Tante Thekla mit Kaffee versorgt war. „Nun aber hübsch Bescheid gegeben. Zuerst: woher so früh am Tage?“

„Von Lindenbad; ich habe die Festtage bei den Meinigen zugebracht,“ antworetete Ludwig. „Mit dem Frühzuge bin ich gekommen, weil ich heute noch nach Hannover muß.“

„Nichts da!“ rief der Freiherr. „Nun Sie einmal wieder in meiner Gewalt sind, sollen Sie mir nicht so bald entschlüpfen.“

„Oder wenn Sie heute fort müssen,“ fügte Johann Leopold in seiner rücksichtsvollen Weise hinzu, „versprechen Sie wenigstens, von Hannover wieder hieher zu kommen.“

„Auch das kann ich leider nicht,“ antwortete Ludwig. „Es ist eine neue wissenschaftliche Expedition im Werke, diesmal nach den Westghats; ich bin dazu

aufgefordert und muß nach London zurück, um meine Vorbereitungen zu treffen.“

„Wie, Sie wollen wieder fort?“ sagte Tante Thekla. „Johann Leopold meinte, Sie würden in Deutschland eine Professur annehmen . . . Wir Alle freuten uns darüber.“

„Besten Dank für ihre Freundlichkeit, gnädiges Fräulein! Ich habe kurze Zeit daran gedacht, mich wieder in die Heimat einzubürgern, scheine jedoch unrettbar dem Vagabundenthum verfallen.“ Ludwig sagte das in ruhig heiterem Tone, aber Tante Thekla sowohl wie Johann Leopold konnten sich des Eindrucks nicht erwehren, daß er sich Gewalt anthat, und sahen ihn forschend an. Der Freiherr zog die Brauen zusammen.

„Das sollte mir leid thun!“ rief er. „In Ihnen steckt 'was Besseres als einer der neumodischen Landläufer. Bleiben Sie hier junger Mann! Sie finden auch hier genug zu thun.“

„Später vielleicht — in Jahresfrist bin ich wieder da,“ antwortete Ludwig; dann sah er mit verdüstertem Blick von Einem zum Andern und sagte: „Etwas habe ich übrigens noch vor meiner Abreise zu ordnen und bin deshalb hergekommen . . . Ich habe Johanna gesehen . . .“

Der Freiherr fiel ihm in's Wort.

„Bei uns wird nicht mehr von ihr gesprochen,“ sagte er in hartem Tone.

„Verzeihen Sie, Herr von Dönninghausen! Als Johanna's Bruder habe ich das Recht, Erklärungen zu verlangen und zu geben,“ antwortete Ludwig mit ruhiger Entschiedenheit. „Sie scheinen zu glauben, daß Johanna dem Batti'schen Cirkus angehört?“

„Wir wissen es,“ antwortete Johann Leopold. „Die Zeitungen haben ausführlich darüber berichtet.“

„Und darauf hin haben Sie Johanna unbefragt und ungehört fallen lassen?“ fiel Ludwig bitter ein.

„Glauben Sie etwa, wir hätten den Eisenkopf umstimmen können?“ rief der Freiherr. „Künstlerblut, lieber junger Freund! Erbsünde, die ihr vielleicht nicht zum Vorwurf gemacht werden darf, sie und uns aber auf immer scheidet. Freiwillig hat sie Heimat, Familie und Verlobten im Stich gelassen, um — wie es in der Zeitung hieß — die Ungebundenheit des Künstlerlebens dafür einzutauschen. Mir hat sie sagen lassen: sie hoffe sich durch ihr Talent unabhängig zu machen . . . Sie sehen also!“

„Alles Irrthum und Mißverständniß,“ antwortete Ludwig. „Schon vor dem Tode der Stiefmutter hatte sie sich von Batti's getrennt und hat sich und ihr Stiefschwesterchen durch schriftstellerische Arbeiten erhalten — hier ist ihr erstes Buch.“

Der Freiherr starrte ihn an.

„Johanna nicht im Cirkus!" sagte er, mechanisch nach dem Buche greifend.

„Und was ihr Verlangen nach ungebundenem Künstlerleben betrifft," fuhr Ludwig fort, „so kann ich Ihnen sagen, daß sie jede Annäherung, die ihr Talent hervorgerufen, zurückgewiesen hat, weil sie nur das Bedürfniß nach Ruhe und Sammlung empfand. Ich weiß das von ihrem einzigen Freund und Berather, einem Doktor Wolf. Außerdem verkehrt sie nur mit einer einfachen Lehrersfamilie, und ihre Lebensweise ist die einer bescheidenen Arbeiterin."

Der Freiherr fuhr auf.

„Warum hat man mir das nicht gesagt!" rief er; „es ist unrecht von Johanna, ist undankbar! Warum blieb sie nicht bei uns, wenn sie nichts Anderes in die Ferne lockte?"

„Das weiß ich nicht," antwortete Ludwig. „Ich weiß nur, daß man Ihnen aus falscher Rücksicht verhehlt, warum Johanna ihre Verlobung lösen mußte. Mündlich hat sie das schon angedeutet und jetzt schreibt sie mit klaren Worten: ich möge auf jede Erklärung verzichten. Nicht um ihren ehemaligen Verlobten zu schonen, sondern um Ihnen, Herr von Dönninghausen, schweren Kummer zu ersparen, dürfe die Sache niemals aufgeklärt werden. Auch Fräulein Thekla, die von Allem Bescheid wisse, hätte verlangt, daß Ihnen

der wahre Grund des Bruches zwischen den Verlobten verschwiegen bleibe ..."

„Was!" schrie der Freiherr, indem er sich erhob. „Bin ich ein unmündiges Kind, daß Andere bestimmen, was ich erfahren darf und was nicht! Augenblicklich will ich Alles wissen ... Thekla, heraus damit!"

Die alte Dame, die mit den Uebrigen vom Tische aufgestanden war, zitterte so heftig, daß sie sich wieder setzen mußte.

„Sei nicht böse, lieber Bruder," begann sie in schüchternem Tone; der Freiherr trat auf sie zu.

„Keine Vorrede, Schwester!" sagte er grollend. „Was war's mit Otto und Johanna? — Antwort, kurz und bündig ..."

„Johanna hatte ..." fing Tante Thekla zögernd an, „Johanna hatte erfahren, daß Otto Magelone liebte und sie ihn ... Das Billet, daß Du damals fandest, war für Magelone bestimmt ..."

„Das ist nicht wahr!" donnerte der Freiherr. „So lügt kein Dönninghausen. Und Magelone, Johann Leopold's Braut ..."

„Hat wochenlang zärtliche Rendezvous mit Otto gehabt," fiel Johann Leopold ein, indem er, wie zur Unterstützung der Tante, an ihre Seite trat und die Hand auf ihre Stuhllehne legte.

„Unsinn! Schandgeschichten! Wer hat Euch dergleichen zugetragen?“ rief der Freiherr.

Johann Leopold preßte die Lippen zusammen; den rothen Jakob zu nennen, ging über seine Kräfte, aber Tante Thekla zwang sich zur Antwort.

„Otto selbst hat mir Alles gestanden!“ flüsterte sie.

Einen Augenblick war der Freiherr wie betäubt; dann lachte er bitter auf und trat an's Fenster. Nach langer, lastender Pause sagte Johann Leopold:

„Das wollten wir Dir ersparen.“

Der Freiherr wendete sich hastig um.

„Mir ersparen!“ rief er und seine Augen blitzten. „Ist damit die Schmach von uns abgewendet, — und habe ich die Beiden nicht doch verlieren müssen? — Oder habt Ihr geglaubt, daß solche Nichtswürdigkeiten spurlos über einen Menschen hingehen können? — — Mir ersparen!“ wiederholte er mit mühsam beherrschter Heftigkeit. „Und um das zu können ruhig mit ansehen, wie ich das Kind, die Johanna — mit Allem, was sie schon durch Einen von uns erlitten hat — in die Welt hinausstoße!.. Und das soll ich Euch danken? — Und Ihr wollt mein Fleisch und Blut sein? — Schämt Euch! Ihr gehört nicht zu mir — der Doktor ist der Einzige, der mich kennt.“

Tante Thekla weinte; Johann Leopold sah vor sich nieder.

„Johanna hat es selbst so gewollt,“ sagte Ludwig nach einer Pause.

„Johanna!“ rief der Freiherr und es flog wie ein Aufleuchten über das strenge Gesicht. „Mit ihr habe ich nicht zu rechten. — Sie hat in ihrer Thorheit sich selbst das Schwerste auferlegt ... Sie hat nicht lügen und heucheln können, hat lieber entbehrt und gearbeitet ... eine Thörin ist sie, ein Eisenkopf, aber ein goldenes Herz — eine wirkliche, wahrhaftige Dönninghausen!“

Nach diesen Worten ging er ein paarmal im Zimmer hin und her, dann blieb er vor Ludwig stehen.

„Doktor, wann geht Ihr Zug nach Hannover?“ fragte er; „ich fahre mit und hole mir das Kind.“

Tante Thekla hob bittend die Hände auf.

„Lieber Johann, Du reisen, jetzt in dieser Winterszeit — das ist nicht Dein Ernst!“ sagte sie, und Johann Leopold bat:

„Laß mich fahren, lieber Großvater.“

Aber der Freiherr schüttelte den Kopf.

„Nein, mein Junge! Die Genugthuung bin ich ihr und mir selber schuldig,“ antwortete er. „Es bleibt dabei, lieber Doktor, wir reisen mit einander und ich hole mir mein braves, tapferes Kind!“

*

Es war ein milddurchsonnter Winternachmittag; das Terrassenhäuschen lag in traumhafter Ruhe; die Kinder waren in der Schule; nur das einförmige Ticktack der Schwarzwälderuhr auf dem Vorplatze ließ sich hören und das Schwatzen der Sperlinge, die auf der Terrasse die Brosamen aufsuchten, welche von sorglichen Händen täglich für sie gestreut wurden.

Johanna saß am Schreibtisch. Sie hatte sich endlich, wie sie es nannte, zur Arbeit heimgefunden. Die Feder flog über das Papier, und wenn sie hin und wieder stockte, und Johanna die gesenkte Stirn erhob, lag ein milder Glanz in ihren Augen.

Plötzlich wurde sie aufgeschreckt. Die Treppenklingel gellte; Männerschritte kamen über den Vorplatz.

„Ludwig!" dachte Johanna, indem sie hastig aufstand. Aber ein Anderer trat in die Thür! Einen Augenblick war Johanna wie gefesselt, dann löste sich der Bann.

„Großvater!" jubelte sie auf und flog ihm in die ausgebreiteten Arme.

Aber schon war es dem alten Herrn zu viel der Rührung.

„Laß Dich 'mal ansehen!" sagte er, indem er sich losmachte und die Enkelin auf Armeslänge fortschob. „Ganz die Alte! — Was faselt denn der Doktor von müden Augen und blaßem Gesicht! — Aber wo steckt denn der Mensch?"

Mit einem Schritte war er an der Thür und sah hinaus.

„Sind Sie des Teufels, Doktor!" schrie er Ludwig an, der sich nach der Glasthür der Terrasse zurückgezogen hatte, und während Johanna dem Herantretenden beide Hände entgegenstreckte, fügte der alte Herr hinzu:

„Kannst Dich bei ihm bedanken, Kind! Er ist's, der mich geholt und Deine Unvernunft und die der Anderen gut gemacht hat. — Du wirst doch nicht weinen? Thue mir das nicht an! Wir haben lange genug die Köpfe hängen lassen."

„Es ist nur Freude!" sagte Johanna, die Augen trocknend. „Setzt Euch, erzählt — mir ist's noch wie ein Traum! — Du hier, Großpapa ..." Und wieder flossen ihre Thränen.

Auch dem alten Herrn war das Herz so weich, daß er einen Augenblick nicht sprechen konnte. Während Ludwig mit einem bitteren Gefühl, daß er sich selbst zum Vorwurf machte, an das Fenster trat und in die anbrechende Dämmerung hinaus sah, schob der Freiherr einen Stuhl mitten in's Zimmer, setzte sich, stemmte beide Hände auf die Kniee und sah sich nach allen Seiten um.

„In diesem engen Käfig hast Du die ganze Zeit gesteckt?" sagte er endlich und sein Ton war noch

immer mehr wehmüthig als humoristisch. Jetzt wollte ihm Johanna zu Hülfe kommen.

„Gefällt er Dir nicht, Großpapa?“ fragte sie lächelnd. „Sieh' 'mal zum Fenster hinaus; die hübsche kleine Terrasse gehört auch dazu.“

Der Freiherr schüttelte den Kopf.

„Alles zu eng und klein für Dich!“ grollte er. „Nun, es hat ja die längste Zeit gedauert. Morgen früh — ich habe meiner alten Schwester versprechen müssen, die Nacht über hier zu bleiben — aber morgen früh geht's auf und davon nach Dönninghausen ... Eins aber mache ich mir aus: von Heimlichkeiten darf zwischen uns nie mehr die Rede sein. Du kannst und mußt mir Alles sagen ... Versprich es mir!“ Mit diesen Worten streckte er Johanna die Rechte entgegen und seine Augen blitzten sie unter den zusammengezogenen Brauen an; sie legte ihre Hand in die seine.

„Ja, Großpapa,“ antwortete sie, „das will ich, und will gleich damit anfangen. — Nach Dönninghausen kommen — Du weißt, wie mein Herz daran hängt — aber dahin zurückkommen kann ich nur, wenn ich Zweierlei mitbringen darf: mein Schwesterchen und meine Arbeit ...“

Der Freiherr hielt die kalte, zitternde Hand der Enkelin fest; seine Augen blitzten sie abermals an — es war, als ob sie Johanna durchbohren wollten;

aber sie ertrug den Blick und nach und nach wurde er milder.

„Deine Schwester ...“ fing er an; da wurde die Thüre aufgerissen und Lisbeth stürmte herein.

„O Hanny!“ rief sie, erblickte im Halbdunkel zwei fremde Gestalten und verstummte.

„Das ist sie wohl?“ fragte der Freiherr. „Komm' her, Kleine, gib mir die Hand!“

„Komm',“ sagte auch Johanna. „Dies ist mein lieber Großpapa, von dem ich Dir so viel erzählt habe.

Lisbeth gehorchte. Unter dem schwarzen Filzhütchen quollen die blonden Locken hervor und umrahmten das rosige, fröhliche Kindergesicht, aus dem den Freiherrn große, kluge Augen forschend anstrahlten.

Der eine Blick entschied. Das schöne Kind hatte das Herz des Greises gewonnen, in dessen Geschlecht die Schönheit Erbgut war.

„Nun, Du kleines Prachtexemplar!“ rief er, sie an sich ziehend, „willst Du mit Deiner Schwester zu mir kommen? — Du mußt aber ein gutes Kind sein, mußt mich lieb haben und mir gehorchen, und Großpapa zu mir sagen.“

Aber Johanna's Stimme war es, die den theuren Namen rief, und vor ihm niedersinkend, floßen ihre Thränen auf die welke, zitternde Hand, die sie mit Küssen bedeckte.

„Kind, bist Du toll! Steh auf — steh' auf!" rief der Freiherr, und während er sich erhob, trat Ludwig heran.

„Nun ist Alles so schön und gut," sagte er mit mühsam behaupteter Fassung, „daß ich Dich ohne Sorge verlassen kann — — leb' wohl!"

„Was heißt das?" fragte Johanna, mehr von seinem Tone, als von den einfachen Worten berührt. „Wohin willst Du so eilig?"

„Vorläufig nach London," antwortete er, „und demnächst wieder nach Indien . . ."

„Nein!" fiel ihm Johanna in's Wort und ihr Blick drang ihm wie Sonnenschein in's Herz. „Du bleibst bei uns, wir können Dich nicht entbehren."

Sie hatte seine Hände erfaßt; er zog sie an sich.

„Johanna!" flüsterte er; „wenn ich bleiben soll, muß ich hoffen dürfen!"

„Das wollen wir Beide thun!" antwortete sie mit strahlendem Lächeln, und zu dem Freiherrn gewendet, fügte sie hinzu:

„Großpapa, auch Ludwig geht mit nach Dönninghausen."

Sechszehntes Kapitel.

Beinah zwei Jahre waren vergangen; der 2. November 1878 war gekommen und hatte ganz Dönninghausen in freudige Aufregung versetzt. Es galt den achtzigsten Geburtstag des Freiherrn zu feiern, und da die Sonne hell und warm vom wolkenlosen Himmel strahlte, war es, als ob auch Berg und Thal, der schimmernde Bach, der Wald in seinem bunten Herbstgewande an dem Familienfeste Theil nähmen. Selbst das alte Schloßgemäuer war in Galla: dicke Ranken von Tannenzweigen umkränzten das Wappenschild über der Einfahrt, umwanden die breite Steinbalustrade der Freitreppe und den Thürbogen der Eintrittshalle, während über dem Glockenthürmchen die Fahne mit dem silbernen Thurme in blauem Felde im Morgenwinde wallte und rauschte.

Die ersten Feierlichkeiten waren vorüber; in aller Frühe hatten die Schulkinder auf der Terrasse, vor den Fenstern des Freiherrn, einen Choral gesungen; dann hatte der alte Herr Glückwünsche und Geschenke der Seinigen in Empfang genommen, hatte sich des

stattlichen Kreises gefreut, der sich heute um den Frühstückstisch gereiht, vor allem der blühenden Schaar seiner Urenkel — zu Waldemars Kindern, der seit einem Jahre in Dönninghausen lebte, waren zur Feier des Tages alle kleinen Wildenhayns mit den Eltern gekommen —; und nach dem Frühstück hatten sich nach altem Brauch Inspector, Hofmeister, Knechte, Mägde, Hirt und Schäfer, Waldarbeiter und Tagelöhner, der Schultheiß, der Müller, der Förster, der Pastor und der Doctor zur Gratulation eingefunden; selbst die Insassen des Armenhauses waren erschienen, ihrem Wohlthäter langes Leben zu wünschen.

Endlich waren die letzten Gratulanten gegangen; aufathmend begab sich der Freiherr von Goldhund begleitet in's Wohnzimmer; aber statt der erwarteten Familiengruppe fand er nur seine gichtkranke Schwester im Rollstuhl am Kamin, in dem trotz des Sonnenscheins ein tüchtiges Feuer brannte.

„So allein, Thekla?" fragte er und warf einen unzufriedenen Blick auf das Taschentuch, mit dem sie, als er eintrat, hastig die Augen getrocknet hatte; „wo sind alle die Andern?"

„Ich habe sie fortgeschickt; ich wollte allein sein," antwortete die alte Dame. „Lieber Johann, Du glaubst nicht, wie schwer es mir geworden ist, zum ersten Male nicht dabei sein zu können, wenn Deine Gratulanten kommen." Sie brach auf's Neue in Thränen aus.

„Sei ruhig, Schwester, über's Jahr, so Gott will, bist Du wieder dabei," sagte der Freiherr, indem er sich auf dem Sessel neben ihr niederließ.

„Ueber's Jahr!" wiederholte sie mit trübem Lächeln, dann fügte sie ablenkend hinzu: „Ich habe mir die Postmappe bringen lassen; dies Alles ist für Dich . . ."

Der Freiherr sah die Aufschriften der Briefe, die sie ihm gereicht hatte, flüchtig an.

„Johanna hat wohl an Dich adressirt?" fragte er, das letzte Couvert aus der Hand legend.

„Nein, es ist nichts von ihr gekommen," antwortete Thekla. „Aber sorge Dich nicht, der Brief wird sich nur verspätet haben . . . ein junges Paar auf der Hochzeitsreise . . ."

„Unsinn!" fiel der Freiherr ein. „Wenn die Hochzeitsreise über ein Vierteljahr dauert, ist man aus dem ersten Glücksdusel heraus; und wenn nicht — Johanna gehört nicht zu Denen, die um Neues das Alte versäumen. „Nein, nein! dahinter steckt etwas — das Kind ist krank."

„Lieber Johann," fing Thekla an; er ließ sie nicht weiter sprechen.

„Ich habe vorher gewußt, daß es so kommen würde," fuhr er fort, „und habe es dem Doktor gesagt, als er mit seinen hirnverbrannten Reiseplänen herausrückte. Eine Frau gehört in's Haus. Auf

der Eisenbahn und in Gasthöfen ist sie überflüssig, fühlt sich unglücklich . . ."

„Johanna's Briefe bezeugen das Gegentheil," sagte Thekla. „Uebrigens war sie von vorn herein damit einverstanden, die Zeit bis zu Werners Installirung auf Reisen zuzubringen."

„Natürlich!" rief der Freiherr; „das Kind ist mit Allem einverstanden, was von Denen, die sie lieb hat, verlangt wird. Um so mehr hätte der Doktor auf ihr Behagen bedacht sein müssen. Wer ein Weib nimmt, hat ihr vor Allem eine Heimat zu bieten, und da Monsieur Urian eine solche erst diesen Herbst einzurichten beliebte, wäre es seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit gewesen, das Heirathen so lange aufzuschieben."

„Lieber Bruder, sei nicht undankbar," bat Thekla in ihrer sanften Weise. „Dir zu Gefallen hat Werner über Jahr und Tag gewartet; hat allein, im größten Unbehagen, in der kleinen Universitätsstadt gesessen, um Dir Johanna nicht gleich wieder zu entführen. Daß er sie, nachdem er sein halbes Leben um sie gedient hat, nun endlich haben wollte, kannst Du ihm nicht verargen. Und daß er ihr bei dem ärztlichen Congreß seine Freunde vorzustellen und ihr England und Schottland zu zeigen wünschte . . ."

„Laß es gut sein," fiel ihr der Freiherr in's Wort; „ich weiß schon, bei Dir heißt es: „was Werner

thut, ist wohlgethan." Ich sage Dir aber, Dein Herzblatt ist, unbeschadet seiner vortrefflichen Eigenschaften, seiner Gelehrsamkeit, seines Geistes und so weiter, ein so krasser Egoist, wie nur je einer in Männerkleidern gesteckt hat. Ihm ist, auf seinen vielen Reisen, der Sinn für Haus und Heim verloren gegangen, und nun sucht er auch Johanna zur Landstreicherin zu machen. Glücklicherweise ist sie dazu von zu feinem, edelm Stoff. Weißt Du nicht mehr, daß sie im letzten Briefe aus London schrieb: nach allem Schönen und Interessanten, das sie gesehen hätte, freue sie sich unsäglich auf ein stilles Nestchen in Wien." — Ich war überzeugt, daß sie jetzt endlich dort sein müßten, habe von dort ihren Geburtstagsbrief erwartet."

Eine Pause trat ein; Thekla faßte nach einem Briefblatt, das sie beim Eintritt des Bruders unter ihre Decke geschoben hatte, und allen Muth zusammen nehmend sagte sie in schüchternem Tone:

„Lieber Johann, ich habe einen andern Brief aus Wien bekommen. Magelone ..."

Der Freiherr streckte abwehrend die Hand aus.

„Nicht weiter!" rief er; „Du weißt, daß ich den Namen, und noch einen andern, nicht hören will. Verdirb mir den Tag nicht; die Sorge um Johanna ist schon störend genug."

Mit zusammengezogenen Brauen sah er vor sich nieder; Thekla seufzte. Beide hatten das Vorfahren eines Wagens überhört und beachteten auch Goldhund's Unruhe nicht, der mit gespitzten Ohren zwischen Fenster und Thüre hin und her lief. Aber nun ließen sich im Gange Schritte und Stimmen hören; die Thüre wurde hastig geöffnet; mit einem Freudengeheul stürmte der Hund hinaus, während Lisbeth hereinstürzte.

„Großpapa! Tante! da sind sie, da sind sie!" rief das Kind. Im nächsten Augenblick hing Johanna am Halse des Großvaters, Tante Thekla streckte, ihre Gicht vergessend, beide Hände nach Ludwig aus, der von Johann Leopold begleitet in's Zimmer trat, und Lisbeth rief triumphirend in Begrüßungen und Glückwünsche hinein: Onkel Johann Leopold und sie hätten gewußt, daß die Reisenden zu Großpapa's Geburtstag kommen würden, hätten sich aber nichts davon merken lassen.

„Nein, die Ueberraschung ist vollständig gelungen," sagte der Freiherr. „Doch nun setzt Euch, Kinder, und berichtet, woher und wohin des Weges. Es sah nachgerade aus, als ob Ihr gar nicht wiederkommen wolltet."

„Und haben uns doch Beide immerfort darnach gesehnt," antwortete Johanna, indem sie neben dem Großvater Platz nahm, das Schwesterchen an sich zog und dem Hunde, der sich an ihre Kniee drängte,

liebkosend über Kopf und Rücken strich. „Seit Wochen hättet Ihr uns hier, wenn es nach unseren Wünschen gegangen wäre. Aber Patienten und Collegen, und allerhand gelehrte Leute haben Ludwig nicht fortgelassen. Das ist die Nachtseite der Berühmtheit — aber das darf ich nicht sagen,“ unterbrach sie sich selbst. „Seht nur, wie mein Tyrann die Brauen zusammen zieht.“

„Er meint es nicht so schlimm!“ sagte Tante Thekla begütigend; Ludwig und Johanna lachten fröhlich auf, und Johann Leopold fragte, ob ihr Johanna den Eindruck mache, eine geknechtete Frau zu sein. —

„Prächtig seht Ihr Beide aus,“ fuhr er fort; „einen wahren Sommers-Sonnenglanz habt Ihr in den Augen.“

„Glücksglanz!“ rief Ludwig und sein häßliches Gesicht wurde beinah schön durch den Ausdruck inniger Befriedigung, mit dem er auf seine junge Frau niederblickte, die sich in ihren Sessel schmiegend im Kreise umhersah und halb gerührt, halb heiter sagte:

„Ihr glaubt nicht wie glücklich ich bin, wieder bei Euch, in dem lieben alten Dönninghausen zu sein, an dem lieben alten Kamin zu sitzen ... am liebsten stände ich gar nicht wieder auf. Oder muß ich Toilette machen, habt Ihr Gäste zu erwarten?“

„Erst zum Diner,“ antwortete der Freiherr; „jetzt bleib nur hier — ich möchte allerlei fragen und

hören, ehe die anderen Hausgenossen kommen; auch Wildenhahn's sind da mit Mann und Maus. — Also erzähle, Kind, wie ist's Euch seit den letzten Briefen ergangen?"

Während Johanna berichtete, zog Ludwig Johann Leopold bei Seite.

„Haben Sie Nachricht von Otto?" fragte er.

Johann Leopold wechselte die Farbe.

„Haben Sie auch schon von seinem Tode gehört?" fragte er dagegen.

„Also todt!" sagte Ludwig; „ich las von einer lebensgefährlichen Verwundung im Duell."

„Er ist seinen Wunden erlegen," antwortete Johann Leopold. „Gestern habe ich die Todesnachricht erhalten, habe sie aber Großpapa noch nicht mitgetheilt; ich wollte ihm den Geburtstag nicht verderben. — Weiß es Johanna?"

„Noch nicht — ich wollte erst Gewißheit haben," antwortete Ludwig und nach einer Pause fügte er hinzu: „Ich gönne ihr die Versöhnung, die der Tod zu bringen pflegt."

Sie waren in eine der Fensternischen getreten und sahen in den Hof hinunter. Eine Wärterin kam mit Waldemars Kindern vom Garten herein; Johann Leopold folgte ihnen mit den Augen, bis sie im Hause verschwunden waren, dann sagte er:

„Wie wenig im Ganzen auf ein Menschenleben ankommt! — Es wechseln die Geschlechter, und nicht nur die Sage bleibt sich treu, wie der Dichter singt, auch das Leben bleibt dasselbe. Die neue Generation wächst fröhlich auf, unbekümmert um das zu früh vom Baume gerissene Blatt. Wie hätte ich mir sonst Dönninghausen denken können, ohne Otto und Magelone."

„Da Sie den Namen nennen, will ich Ihnen doch erzählen, daß ich seine Trägerin gesehen habe," sagte Ludwig. „Unter dem Vorwande, mich als Arzt zu consultiren, ließ sie mich eines schönen Tages zu sich rufen — sie war mit ihrem Manne in Schottland gewesen. Ihr eigentlicher Grund war jedenfalls die Bitte, ihr zur Versöhnung mit dem Freiherrn behülflich zu sein. Was meinen Sie, wird er sich umstimmen lassen?"

Johann Leopold zuckte die Achseln.

„Bis jetzt war wenig, oder vielmehr keine Aussicht dazu," antwortete er; „möglich, daß ihn Otto's Tod, den er morgen erfahren muß, versöhnlicher macht. ... Versuchen Sie ihr Heil. Aber was ist's denn mit Magelone? Sie war das gesundeste, blühendste Geschöpf der Welt."

„Jetzt ist sie nervös, wie Alle, die in der Unnatur der großen Welt leben," sagte Ludwig. „Wie ich höre, gilt sie für eine der elegantesten und ge-

feiertsten Frauen Wien's; sie behauptet aber, sich tödtlich zu langweilen und nur durch die Versöhnung mit den Ihrigen glücklich werden zu können ..."

„Glauben Sie nur das nicht, lieber Doktor!" rief Johann Leopold; „Magelone hat sich hier niemals wohl gefühlt; unser Leben war ihr zu ernst, zu einfach ... ich begreife nicht, was sie hierher zieht."

„Einzig und allein der Wunsch etwas zu erleben," antwortete Ludwig. „Wir sind einmal nicht dazu gemacht, ein Schmetterlingsdaheim zu führen. Versäumen wir, unseren Tagen einen würdigen Inhalt zu geben, so werden wir von dem angebornen, oft ganz unbewußten Verlangen danach ruhelos umumhergetrieben. Bei Magelone kommt noch der Eigenwille des verzogenen Kindes dazu; das versagte Spielzeug ist das begehrenswertheste. Der Freiherr hätte erklärt, sie nur wieder aufzunehmen, wenn sie allein und als Bettlerin käme, — sagte sie mit strömenden Thränen, und schien die sicher angelegten Millionen, die ihr Schwiegervater hinterlassen hat, geradezu wie ein Unglück zu betrachten. Ebenso die Anbetung ihres Gatten, ohne die sie indessen, wie sie klagenden Tones versicherte, leider nicht mehr leben könne; aber eben so wenig könne sie Dönninghausen länger entbehren. Schließlich sagte sie noch, abermals unter heißen Thränen, ihre Kinderlosigkeit wäre eine Strafe des Himmels, weil sie ohne die Zustimmung

der Ihrigen geheirathet hätte. — Daß sie sich nach anderer Richtung viel schwerer vergangen hat, scheint sie vergessen zu haben."

Johann Leopold lächelte bitter. „Das sieht ihr ähnlich!" sagte er. „Uebrigens kommt es in dieser Sache nicht nur auf ihre Empfindung an. Wie ist's mit Johanna, würde sie es ertragen können, mit Magelone gerade hier zusammen zu treffen?"

„Ich habe das als selbstverständlich angenommen," antwortete Ludwig; „habe sie sogar aufgefordert, mir bei dem Versöhnungswerk behülflich zu sein. Großherzig, wie sie ist ..."

Ein Anruf des Freiherrn unterbrach ihn.

„Doktor, kommen Sie mir zu Hülfe!" bat der alte Herr, und als Ludwig zu ihm trat, fuhr er fort: „ich hoffe, Sie werden vernünftiger sein als Johanna, die allen Ernstes daran denkt, uns Lisbeth zu entführen, davon kann aber nicht die Rede sein. Die liebe Kleine ist uns Allen ans Herz gewachsen, der Pastor gibt ihr vortrefflichen Unterricht, und jedenfalls ist sie hier besser aufgehoben, als in der großen Stadt und bei Euch Vagabunden. Sprechen Sie ein Machtwort, lieber Werner, als Arzt und als Ehemann."

Ludwig wiegte lächelnd den Kopf.

„Die Sache muß durch freundschaftliche Uebereinkunft geordnet werden — an Machtworte ist Johanna nicht gewöhnt," gab er zur Antwort. „Was

aber das Vagabondiren betrifft, so hat es damit ein Ende. Vorlesungen, Praxis, das Vollenden meines Fieberbuches, wie es Johanna nennt, Johanna's eigene Arbeitspläne, — das Alles zwingt uns, häuslich zu werden."

„Und wir werden es gern," sagte Johanna. „Du nennst uns Vagabunden, lieber Großvater; hast Du nicht das hübsche Wort gehört: „Vagabunden haben die häuslichste Seele?"

Der Freiherr schüttelte den Kopf mit zweifelnder Miene.

„Wir werden's erleben!" meinte er. „Wenn die Universitätsferien kommen, packt Ihr sicherlich wieder auf und zieht in's Weite."

„Gewiß!" fiel Ludwig ein; „und zwar, wenn Sie uns haben wollen, nach Dönninghausen."

„Das soll ein Wort sein!" rief der Freiherr, indem er Ludwig und Johanna die Hände zustreckte, in die sie herzlich einschlugen. „Die Frühstücksglocke!" fügte er hinzu, indem er sich erhob und Johanna den Arm bot. „Wie werden Waldemar's und Wildenhayn's erstaunen."

Ludwig hatte Johann Leopold vom Rollstuhl der Tante verdrängt.

„Heute fahre ich Sie hinüber, Tante Thekla!" sagte er; „wenn ich wiederkomme, gehen wir mit einander."

„Du solltest lieber hier bleiben und Tante Thekla gesund machen," meinte Lisbeth. „Dann bliebe auch Johanna hier und Alles wäre gut."

„Da hörst Du's!" sagte der Freiherr zu Johanna. „Das Kind fühlt sich hier heimisch und gehört zu uns, wie Du es thust. Laß sie mir, da ich Dich entbehren muß ... Lange wird's ja nicht dauern ... bedenke, ich bin achtzig Jahre alt ..."

„Lieber Großvater, ich würde sie gern noch lange, lange bei Dir lassen!" rief Johanna.

Der Freiherr blieb stehen.

„Das heißt mit anderen Worten, Du wirst sie bei mir lassen," sagte er. „Ich wußte es ja! Du bringst es nicht über das Herz, mir einen Wunsch abzuschlagen — thu' Dir auch 'mal etwas dafür zu Liebe."

Mit schnellem, fragendem Blick sah Johanna zu ihm auf, öffnete die Lippen, als ob sie etwas sagen wollte, blieb aber stumm und sah vor sich nieder.

„Nun was hast Du im Sinn?" fragte der alte Herr. „Heraus damit."

Johanna athmete schwer.

„Ich möchte Dich um etwas bitten, lieber Großvater," antwortete sie. „Verzeih' der armen Magelone ... erlaube, daß sie herkommt. Sie sehnt sich krank nach Dir, nach Euch Allen."

Eine jähe Röthe flog über die Stirn des alten Herrn.

„Das sagst Du!" rief er in grollendem Tone. „Weißt Du, was Du verlangst . . . hast Du zum Beispiel bedacht, wie Dir zu Muth sein würde, wenn Du ihr hier begegnen müßtest?"

Johanna's Augen hoben sich wieder, leuchtender als sie der Freiherr je gesehen hatte.

„Ich, lieber Großvater!" antwortete sie; „ich bin zu glücklich, um Magelone etwas nachzutragen. Wenn Du verzeihen könntest . . ."

Seine Miene war milder geworden.

„Ich will's bedenken," antwortete er, ihr fest in die Augen sehend, die an seinem Blicke hingen. „Aber ist's denn wahr, Kind — bist Du glücklich, recht von Herzen glücklich? — So tüchtig Ludwig ist, so hoch ich ihn schätze — meine Besorgnisse hatte ich doch; er war mir zu rauh, zu hart für Dich . . ."

„Er ist's nicht mehr," sagte Johanna. „Je deutlicher er gefühlt hat, wie viel er mir ist, um so mehr ist er mir geworden. So viel, daß ich es kaum noch verstehe, wie ich mich je von ihm verlieren konnte. Denn in frühester Jugend habe ich ihn geliebt, wie er mich, und was mich später bezauberte, war nur ein Trugbild meiner Fantasie . . . Du siehst, ich darf Magelone nicht zürnen, thue es auch nicht länger! Versprich mir . . ."

„Ich will's bedenken! Komm' jetzt, man wartet auf uns," unterbrach sie der Freiherr und mit einer Mischung von Ingrimm, Stolz und Befriedigung fügte er hinzu:

„Halbblut haben Dich Hildegard und Hedwig genannt. Aber trotzdem bist Du die beste Dönninghausen, die je gelebt hat."

Ende.